GUNNAR GUNNARSSON

KINDER, SCHELME UND KAUZE




LANDSBÓKASAFN ÍSLANDS
HÁSKÓLABÓKASAFN





GUNNAR GUNNARSSON

KINDER, SCHELME UND KÄUZE





GUNNAR GUNNARSSON

KINDER, SCHELME UND KÄUZE

Ausgewählte Erzählungen

1953

ALBERT LANGEN · GEORG MÜLLER
MÜNCHEN

Übertragen aus dem Dänischen von Helmut de Boor



Druck: Heinrich Stiasnys Söhne, Graz
Printed in Austria

DER SOHN

Sie wohnten draußen vor dem kleinen Fischerdorf, Vater und Sohn. Beide hießen Snjolfur. Von den anderen wurden sie der alte und der junge Snjolfur genannt. Aber gegenseitig nannten sie sich immer nur Snjolfur, das war so eine Angewohnheit von ihnen. Da sie nun einmal den gleichen Namen trugen, fühlten sie sich noch inniger verbunden, wenn sie einander auch bei diesem Namen nannten. Der alte Snjolfur war in den Fünfzigern, der junge Snjolfur grade erst zwölf.

Sie hielten treulich zusammen. Ungern machte der eine einen Schritt ohne den anderen. Und so war es schon, so weit der junge Snjolfur zurückdenken konnte.

Der alte Snjolfur erinnerte sich dagegen an Zeiten, da er — bis vor etwa dreizehn Jahren — einen großen Hof eine Meile Weges landeinwärts besessen hatte, mit einer guten Frau verheiratet gewesen war und drei gesunde, frische Kinder gehabt hatte.

Da war das Unglück zum erstenmal über ihn hereingebrochen. Die Rinderpest raffte in kurzer Zeit fast seinen ganzen Viehbestand dahin. Gleich darauf bekamen seine Kinder den Keuchhusten und starben alle drei — so kurz hintereinander, daß ein einziges Grab sie aufnahm. Das alles brachte ihn in Schulden, und um sie zu decken, mußte Snjolfur den Hof verkaufen.

Dann erwarb er die kleine Landzunge draußen vor dem Fischerdorf, baute eigenhändig aus Steinen und Grassoden eine Hütte mit zwei Stübchen und konnte auch ohne fremde Hilfe einen Fischschuppen er-

richten. Und dann blieb ihm grade noch soviel, um sich eine alte Jolle zu kaufen.
Jetzt begann für ihn und seine Frau ein ärmliches, mühseliges Leben. Wohl waren sie Arbeit von früher gewohnt. Doch nicht Armut und ständige Sorgen um das Allernotwendigste. Sozusagen jeden Tag neu mußten sie ihre Nahrung aus der Tiefe des Meeres holen. Oft genug war ihnen das große Meer nur ein kärglicher Spender. Bei weitem nicht jeden Abend legten sie sich satt zu Bett. Und für die Kleidung blieb ihnen fast nichts. Die Frau nahm den Sommer über eine Stelle auf dem Fischtrockenplatz beim Kaufmann des Ortes an. Dort gab es aber nur bei gutem Wetter Arbeit. Und der geringe Stundenlohn reichte nicht weit.
Schließlich gönnte sie sich ohne Wissen ihres Mannes nie mehr so viel Essen, daß sie satt wurde. Denn wenigstens er sollte haben, was er brauchte. Die Folge war, daß sie die Arbeit immer schlechter aushielt. Und so konnte sie endlich nur noch Klein-Snjolfur in die Welt setzen und seinen Namen bestimmen — dann war ihre Kraft erschöpft. Wenige Tage nach seiner Geburt lag sie auf der Bahre. Seitdem lebten Vater und Sohn allein auf der Landzunge.
Der junge Snjolfur erinnerte sich undeutlich einer schrecklichen Zeit, da ihm die Tage gleichsam als ununterbrochene Kette von Weinen, Sehnsucht und Verzweiflung in der einsamen Hütte hingingen — es hatte ja niemand Zeit, auf ihn zu passen, solange er zu klein war, um mit auf See genommen zu werden. Deshalb hatte ihn der Vater, ehe er morgens fortging, am Bettpfosten anbinden oder alles beiseite schaffen müssen, womit er sich Schaden tun

konnte. Und hinaus mußte Vater Snjolfur, um die kümmerliche Nahrung für sie beide zu beschaffen.
Etwas deutlicher schon erinnerte sich der junge Snjolfur einer herrlichen Zeit mit sonnenglitzernden Tagen auf See. Er sah sich im Bootssteven sitzen, während der alte Snjolfur die blanken Fische aus der unergründlichen Tiefe zog, wobei das Boot so sanft schaukelte, daß es ihn zuletzt oft in Schlaf wiegte. Doch mischten sich auch bittere Erinnerungen an farblose Tage ein, wenn der Himmel weinte und der alte Snjolfur in seiner Jolle allein ausfahren mußte.
Schließlich aber wuchs der junge Snjolfur so weit heran, daß er bei jedem Wetter mit dem Alten hinaus konnte. Und seitdem hielten die beiden fest zusammen. Sie konnten einander kaum fünf Minuten entbehren. Erwachte der eine in der Nacht, so erwachte gleich auch der andere. Ja, schlief der eine nur unruhig, so konnte auch der andere keine Ruhe finden.
Nun denkt man vielleicht, daß die beiden einander viel zu erzählen hatten und deshalb so unzertrennlich waren. Das war aber nicht der Fall. Sie kannten sich so gut und verließen sich so fest aufeinander, daß sie nicht zu sprechen brauchten. Es konnten Tage vergehen, an denen sie nur einzelne Worte wechselten. Und grade an solchen Tagen fühlten sie sich am wohlsten. Sie brauchten sich nur anzusehen, dann wußten sie schon Bescheid.
Aber in den wenigen Worten, die sie wechselten, kehrte ständig ein Satz wieder — oder vielmehr, immer wieder sprach ihn der alte Snjolfur dem jungen vor, oft ohne besondere Veranlassung. Und dieser Satz lautete: „Man muß immer sehen, jedem

das Seine zu geben, keinem etwas schuldig zu bleiben und alles übrige Gott zu überlassen."

Die beiden hungerten denn auch lieber, als daß sie in den Laden gingen, ohne bar zahlen zu können. Sie nähten sich Anzüge aus alten Säcken und trugen sie bis zum letzten Fetzen auf, um keinen Stoff auf Borg nehmen zu müssen.

Alle ihre Nachbarn lebten mehr oder weniger auf Borg und bezahlten den Kaufmann nur in großen Abständen — niemals aber ganz. Nur die beiden auf der Landzunge waren noch keinem je auch nur einen Pfennig schuldig geblieben, solange der junge Snjolfur zurückdenken konnte. Vorher hatte der alte Snjolfur, wie jeder andere, ein laufendes Konto beim Kaufmann gehabt. Aber davon wußte der junge Snjolfur nichts.

Die beiden mußten immer darauf bedacht sein, im Sommer etwas für den Winter zurückzulegen, wo die Fischerei aufhörte und Sturm und Kälte die Ausfahrt unmöglich machten. Sie dörrten Fische und salzten sie als Wintervorrat ein. Etwas mußten sie auch an den Händler verkaufen, um Geld für ihre paar sonstigen Lebensbedürfnisse zu haben. Aber jeden Winter ging doch allerhand drauf, ja, die Nahrung hielt mitunter schlecht genug vor. Ein Frühjahr, in dem sie nicht bald mehr, bald weniger hungern mußten, gab es selten. Zwar ruderten sie jeden Tag hinaus, wenn es das Wetter irgend zuließ, aber trotzdem fanden sie nicht immer genügend Nahrung. Sehr oft kamen sie von einer langen Fahrt mit leeren Händen zurück, oder es lagen nur ein paar magere Fischchen auf dem Boden der Jolle. Niemals aber klagten sie. Das fiel ihnen nicht ein. Immer waren sie gleichmäßig guter Laune. Gewohn-

tem Unglück wie seltenem Glück begegneten sie mit unerschütterlicher Ruhe, der Knabe wie der Mann. Sie waren ja keinem etwas schuldig. Und sie trösteten sich ins Unendliche mit dem Glauben: wenn sie auch heute nichts zu essen hätten, werde ihnen der Herrgott doch vielleicht morgen einen Topf voll schicken ... Oder übermorgen. Aber gegen das Frühjahr hin — in ihrer bösesten Zeit — wurden ihre Gesichter oft blaß, und sie schliefen schwer und unruhig oder lagen die langen Stunden der Nacht wach. —

Und grade in einem solchen Frühjahr — es war noch dazu ungewöhnlich kalt und unfreundlich und stürmte beinah jeden Tag — geschah es, daß den alten Snjolfur das Unglück von neuem traf.

Eines Morgens früh riß eine Lawine die Hütte fort und begrub Vater und Sohn unterm Schnee. Auf wunderbare Weise gelang es dem jungen Snjolfur, sich aus dem Schneehaufen herauszuarbeiten. Und da er sofort sah, daß es hoffnungslos war, in den Schneemassen nach dem Vater zu suchen, rief er schleunigst Hilfe aus dem Dorf herbei. Die Hilfe kam aber zu spät. Der alte Snjolfur war schon erstickt, als es endlich gelang, ihn zu finden und aus dem Schnee zu graben. Sie legten die Leiche auf einen flachen Stein dicht unter der Felswand. Man wollte sie später am Tag mit einem Schlitten holen und ins Dorf bringen.

Als sie die Leiche auf den Stein gelegt hatten, stand der junge Snjolfur lange daneben und strich dem alten Snjolfur über das graue, schneeverklebte Haar. Er murmelte mit leiser Stimme, in der kein Zittern klang, etwas, was niemand verstehen konnte. Aber er weinte nicht. Die Leute wunderten sich, daß der

sonderbare Junge nicht weinte, und waren ihm deshalb gram. Das sei doch herzlos, besonders von einem Kind, fand man allgemein. Vielleicht war dies der Grund, daß sich nicht sofort jemand seiner annahm.

Als die Leute heimgingen, um einen Schlitten zu holen und zu frühstücken, blieb er allein draußen auf der Landzunge sitzen.

Die Hütte war von ihrem Platz gerissen und vollständig zertrümmert. Hier und da ragte ein Balken aus dem Schnee oder lag, halb begraben, verstreuter Hausrat. Der junge Snjolfur ging zum Strand hinunter, nach der Jolle zu sehen. Als er ihre Splitter am Ufer liegen sah, zog er nur die Augenbrauen hoch, sagte aber nichts. Dann ging er wieder zu dem Stein hinüber und setzte sich zu Häupten der Leiche.

Das sah schlimm aus, dachte er. Wäre nur das Boot noch ganz, dann hätte er es verkaufen können. Denn schließlich würde ja das Begräbnis etwas kosten. Das wußte er, denn der alte Snjolfur hatte ihm oft eingeschärft, daß man sorgen müsse, bei seinem Tode so viel zu besitzen, daß man anständig unter die Erde komme. Denn sich auf Kosten der Gemeinde begraben zu lassen, das wäre eine Schande. Käme man aber nur ohne Schande unter die Erde, dann dürfe man zufrieden sein — so sei das Leben nun einmal. Aber sie beide könnten sich ja, fügte er immer hinzu, ruhig zum Sterben legen, jederzeit; denn was die Hütte, die Landzunge, das Boot und die Geräte einbrächten, würde sicher reichen, um anständig unter die Erde zu kommen. Und jetzt war alles zerstört. Außer der Landzunge. Und wie sollte er es anstellen, für die etwas zu kriegen? Sie schien

ihm ganz wertlos, wie sie da lag, öde und abgelegen ... Und dabei hatte er bisher noch garnicht bedacht, daß er selber nichts mehr zu essen haben und also wahrscheinlich Hungers sterben würde. Er verspürte die größte Lust, an den Strand hinunter zu laufen und sich ins Wasser zu stürzen. Aber das ging nicht; denn dann müßten sie alle beide, er und der alte Snjolfur, auf Kosten der Gemeinde begraben werden. Und jetzt fühlte er sich für sie beide verantwortlich. Und daß sie mit Schande unter die Erde kämen, wagte er nicht zu verantworten.
So schwierigen Überlegungen hatte der junge Snjolfur bisher noch nicht gegenüber gestanden. Er bekam Kopfweh vor lauter Nachdenken und war nah daran, alles aufzugeben und zu verzweifeln.
Da fiel ihm plötzlich ein, daß er keine Unterkunft für die Nacht hatte. Und es war zu kalt, draußen zu schlafen. Nach einigem Nachsinnen über diese neue Schwierigkeit machte er sich daran, Balken zusammenzutragen. Er stellte sie über der Leiche schräg gegen die Felswand, deckte dann das alte Segel der Jolle darüber und schaufelte Schnee auf das Ganze, damit es drinnen warm wäre. Ein Trost nur, daß er den alten Snjolfur noch einige Tage bei sich behalten durfte, wenn auch kaum länger als eine Woche.
Als er fertig war, setzte er sich in dem engen Schuppen neben der Leiche nieder. Er fühlte sich müde und hungrig und war nah am Einschlafen. Da meldete sich von neuem der Gedanke, woher er das Geld für das Begräbnis nehmen solle, und machte ihn hell wach. Und mit einemmal kam ihm eine Idee — und gleich darauf noch eine. Sofort schien alle Müdigkeit wie weggeblasen. Im Handumdrehen

war er aus dem Schuppen und unterwegs ins Dorf. Er steuerte geradenwegs auf das Haus des Kaufmanns zu und schenkte den Häusern, an denen er vorüberkam, keinen Blick, bemerkte aber auch nicht, daß ihm die Leute nicht grade freundlich nachsahen. „Der herzlose Junge, der für seinen Vater nicht mal eine Träne übrig hatte“, sagten sie. — Als er vor dem Haus des Kaufmanns anlangte, ging er gleich in den Laden und fragte den Gehilfen in geschäftlichem Ton, ob er den Kaufmann sprechen könne. Der Gehilfe musterte ihn ziemlich unsicher, ging aber hin und klopfte an die Tür zum Kontor. Gleich darauf erschien dort der Kaufmann, musterte den jungen Snjolfur aufmerksam und forderte ihn auf, einzutreten.

Der junge Snjolfur legte seine Mütze auf den Ladentisch und ging hinein.

„Nun, mein Junge?“ fragte der Kaufmann.

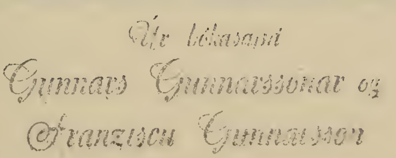
Der junge Snjolfur war nah daran, den Mut zu verlieren. Aber er ermannte sich und antwortete erwachsen und ernst: „Du weißt ja, daß unsere Landestelle besser ist als deine für deine Vierer.“

Der Kaufmann mußte unwillkürlich über den sachlichen Ton und den besonnenen Ernst des jungen Snjolfur lächeln. „Ja, ich hab davon gehört“, erwiderte er, und auch er nahm unwillkürlich seinen Geschäftston an.

„Wenn ich nun deinen Vierern diesen Sommer erlauben würde, unsere Landestelle zu benutzen“, fuhr der junge Snjolfur fort, „wieviel würdest du mir dafür zahlen?“

„Wäre es nicht besser, ich kaufte dir die Landzunge ab?“ fragte der Kaufmann und suchte sein Lächeln zu verbergen.

„Nein“, antwortete der junge Snjolfur. „Dann wüßte ich nicht mehr, wohin.“
„Aber du kannst sowieso nicht dort draußen bleiben. Das wird man dir ja nicht erlauben.“
„Ich kann mir im Sommer eine Hütte bauen. Und bis dahin habe ich einen Schuppen, den ich mir schon gerichtet habe. Aber ich hab doch den alten Snjolfur und das Boot verloren, da kann ich diesen Sommer nicht zum Fischen hinaus. Deshalb will ich dir die Landestelle für deine Vierruderer vermieten, wenn du sie haben und etwas dafür bezahlen willst. Von dort können sie bei jedem Wetter hinaus. Denk nur an den letzten Sommer, wie oft sie da daheim bleiben mußten, wenn wir hinauskonnten. Das kommt daher, hat der alte Snjolfur gesagt, weil deine Landestelle nicht so gut wie unsere ist.“
„Wieviel Miete verlangst du denn für den Sommer?“ fragte der Kaufmann.
„Oh, nur so viel, daß der alte Snjolfur einen Sarg kriegen und begraben werden kann, ohne daß es die Gemeinde bezahlen muß.“
Der Kaufmann stand auf und reichte ihm die Hand. „Abgemacht. Ich werde für den Sarg und alles andere sorgen. Du kannst ganz ruhig sein.“
Der Kaufmann ging zur Tür, als wolle er ihn hinauslassen, der junge Snjolfur aber blieb stehen, obwohl er seine Absicht bemerkte. Er war mit seinem Anliegen noch nicht fertig. „Wann läuft das Frühjahrsschiff mit den Waren für dich ein?“ fragte er ernst und bedächtig wie vorher. „Ich denke doch, übermorgen, oder nächster Tage“, antwortete der Kaufmann und dachte sich dabei: Wo will das hinaus? Er musterte das zwölfjährige Bürschchen mit einer Miene, als wolle er ein Rätsel raten.



„Brauchst du dann nicht einen Laufburschen im Laden — wie letzten Sommer?“ fragte der junge Snjolfur und sah ihn ruhig an.
„Jawohl, aber er sollte schon eingesegnet sein“, erwiderte der Kaufmann und mußte lächeln.
„Willst du einen Augenblick mit mir hinauskommen?“ fragte der junge Snjolfur — es sah fast aus, als habe er die Antwort des Kaufmanns erwartet.
Der Kaufmann schüttelte den Kopf, folgte ihm aber lächelnd durch den Laden zum Strandplatz hinunter.
Der junge Snjolfur ging schweigend voran bis zu einem Stein, bückte sich, warf die Fausthandschuhe ab, hob den Stein hoch und ließ ihn wieder fallen. Dann wendete er sich an den Kaufmann und sagte: „Das konnte der vom vorigen Jahre nicht — ich hab mehrmals gesehen, wie er es versuchte.“
Der Kaufmann lächelte. „Wenn du so stark bist, kann ich dich doch wohl brauchen, auch wenn du noch nicht eingesegnet bist“, sagte er.
„Und dann krieg ich doch wohl Verpflegung bei dir und denselben Lohn wie der andere?“ fragte der junge Snjolfur.
„Ja, das kriegst du“, antwortete der Kaufmann.
„Gut. Dann brauche ich der Gemeinde nicht zur Last zu fallen“, sagte der junge Snjolfur erleichtert. „Wenn man nur selber für sein Essen und seine Kleidung sorgen kann, hat man das nicht nötig“, fügte er erklärend hinzu. Dann nahm er seine Mütze ab und gab dem Kaufmann die Hand, wie er es den alten Snjolfur hatte tun sehen. „Lebwohl, dann komm ich also übermorgen.“
„Komm noch einen Augenblick mit hinein“, forderte ihn der Kaufmann auf. Er ging ihm voran zur

Küchentür, ließ den jungen Snjolfur ein und sagte zu der Magd, die beim Kochen war: „Kannst du dem kleinen Burschen nicht etwas zu essen geben?“
Der junge Snjolfur schüttelte energisch den Kopf.
„Bist du denn nicht hungrig?“ fragte der Kaufmann.
„Doch“, entgegnete Snjolfur — seine Stimme wollte versagen, und der schöne Essensgeruch verdoppelte seinen Hunger. Aber er riß sich zusammen. „Das ist ein Almosen, und das nehm ich nicht.“
Der Kaufmann wurde mit einemmal ernst — sehr ernst. Er ging zu dem Knaben, streichelte ihm den Kopf, nickte der Magd zu, sie solle etwas zu essen bringen, und nahm den Jungen mit sich ins Zimmer. „Du hast sicherlich gesehen, daß dein Vater, wenn er Besuch bekam, seinen Bekannten einen Schnaps anbot — oder auch eine Tasse Kaffee, nicht wahr?“
„Gewiß“, antwortete Snjolfur.
„Siehst du! Man muß seine Gäste bewirten. Und wenn die Gäste es nicht annehmen wollen, kann man mit ihnen nicht mehr gut Freund sein. Du mußt also mit mir essen, verstehst du. Denn du hast mich ja besucht, und wir haben wichtige Dinge besprochen, die nicht in Ordnung kommen können, wenn du nicht mein Gast sein willst.“
„Ja, dann muß ich wohl“, seufzte Snjolfur. Er saß eine Weile nachdenklich da, schließlich sagte er ernsthaft: „Man muß immer sehen, jedem das Seine zu geben, keinem etwas schuldig zu bleiben und das übrige Gott zu überlassen.“
„Ja, das sind wahre Worte“, sagte der Kaufmann, jetzt aber mußte er sein Taschentuch herausziehen, denn er weinte und lachte zugleich. „Das ist das

Blut", murmelte er vor sich hin. Laut aber sagte er: „Gott segne dich, mein Junge!" und streichelte dem jungen Snjolfur den Kopf.
Der bemerkte staunend die Rührung des Kaufmanns. Eine Weile betrachtete er ihn stumm. Dann sagte er: „Der alte Snjolfur hat nie geweint", und fügte nach einer kurzen Pause hinzu: „Ich habe auch nie geweint, seit ich klein war ... Ich hatte wohl Lust zu weinen, als ich sah, daß der alte Snjolfur tot war. Aber ich fürchtete, es hätte ihm nicht gefallen. Deshalb ließ ich es lieber bleiben ..."
Im nächsten Augenblick lag der junge Snjolfur dem Kaufmann schluchzend in den Armen.

MEIN VATER IM HIMMEL

Jon war er getauft, Jonki wurde er genannt, und Nonni hieß er eigentlich nur zu Weihnachten. Und er wollte doch so gern Nonni heißen — Nonni sein. In der Zeit, da die Leute ihn Nonni nannten, war alles so anders und auch er selber ein anderer.
Und jetzt war es bald Weihnachten, ja, schon der Vorabend des Heiligen Abends, und Jonki wartete ungeduldig darauf, daß jemand ihn Nonni zu rufen begönne. Heute war der Tag, an dem sie gewöhnlich damit anfingen. Einmal hatten sie es schon einen Tag früher getan. Daran dagegen, daß es schon einmal später als am Tag vor dem Heiligen Abend begonnen hätte, konnte er sich nicht erinnern.
Er war fertig mit dem Wassertragen für die Kühe, fertig mit dem Ausmisten, hatte reichlich für

Feuerung im Küchenhaus gesorgt und hielt sich jetzt in der Nähe der Bäuerin auf; denn meistens war es wohl sie, die damit anfing. So dicht hielt er sich zu ihr, daß er ihr fast in die Quere kam, ja sie beinah umgerannt hätte.
„Aber Jonki! Häng mir doch nicht an den Fersen wie ein Hund“, rief sie ungeduldig. Als aber dann sie selbst und die Schüssel, die sie trug, gerettet waren und kein Unglück geschehen war, steckte sie ihm zum Trost für ihre Heftigkeit einen mißglückten Schürzkuchen zu. „Da, Jonki. Aber sieh dich künftig vor. Man hat Besseres zu tun, als sich heute abend euretwegen die Beine zu brechen.“
Die Hauskinder, wie Jonki die Kinder der Familie bei sich nannte, die sich auch grade in der Nähe herumtrieben — merkwürdigerweise, ohne der Mutter jemals in den Weg zu kommen —, lachten über seine Unbeholfenheit und darüber, wie treffend es war, ihn mit einem kleinen Hund zu vergleichen, lachten auch, weil er einen roten Kopf bekam und verlegen wurde. Und Jon, dem es jetzt ganz klar war, daß er keine Aussicht mehr hatte, schon heute abend Nonni genannt zu werden — überhaupt vielleicht diese Weihnachten nicht —, blieb im Dunkeln zurück, als die Bäuerin mit ihren Kindern zu den übrigen Hofleuten hinüberging, die in der Wohnstube versammelt saßen.
Es ging heute abend so ein Sausen durch das Dunkel, merkte Jonki plötzlich — das war wohl Weihnachten, das herankam. Er stand eine Weile und starrte ins Dunkel — dadurch kann man es zwingen, seine Geheimnisse zu verraten —, er starrte und starrte ... Als aber das Dunkel um ihn her schließlich zu leuchten und in helle Flammen auszuschlagen

begann, fuhr wie gewöhnlich der Schrecken in ihn; mit gesträubten Haaren suchte er Gesellschaft bei den Kühen.

Er hätte, ohne zu tasten, die Stelle gefunden, wo die Streichholzschachtel lag — hinter dem Pfosten, an dem die Tranlampe ihren Platz hatte. Aber er blieb doch lieber sitzen, ohne Licht zu machen. Denn wenn jetzt jemand käme und er keine vernünftige Erklärung dafür hätte, weshalb er unnötig Licht brannte, dann würde er diese Weihnachten bestimmt nicht Nonni genannt — vielleicht nie wieder in seinem Leben.

Die Kühe hatten ihr Wiederkäuen unterbrochen und waren ganz still geworden, als sie außer der gewohnten Zeit jemand hereinkommen hörten. Da aber kein Licht angezündet wurde und sie Jonki sehr bald an seinen Bewegungen und Atemzügen erkannten, beruhigten sie sich mit einem Seufzer dabei, daß ihnen die Sache unverständlich blieb, und kauten weiter. Nur das halbjährige Kalb wollte eine ordentliche Erklärung haben und stieß trotz der Finsternis, obgleich es ihm eigentlich nicht zukam, ein leises „Muuuh" aus und begleitete es mit einem Stampfen. Da blieb Jonki nichts andres übrig, als ihm nachzugeben, sich zu ihm in die Bucht zu setzen und es an seiner Hand saugen zu lassen; sonst wäre der ganze Kuhstall im Nu ein einziges Gebrüll, und das würde man an der Abendmilch merken.

Aber sobald es erst ein paar von Jonkis Fingern zum Saugen hatte, begriff auch das Kälbchen, daß nichts Besonderes los war und daß es im Grunde gar nichts zu begreifen gab. Bald legte es sich wieder und schlief langsam ein.

Hier in der feuchten Wärme bei den Kühen war es gut sein. Jonki fühlte sich aber innerlich zu unruhig, um auch einzuschlafen. Er hatte soviel zu denken; daher kam es wohl ... Er hatte eine Mutter, grade wie andere Kinder; sie hieß Sigga und wohnte auf einem Hof in der Nähe. In jedem Sommer einmal pflegte sie auf Besuch zu kommen; ein paar Sonntagsstunden lang. An dem Tag, wo sie kam, hatte er ganz frei und brauchte nicht das Geringste zu tun. Früher waren sie immer ein Stück spazieren gegangen, er und die Mutter. „Sigga", sagte er vor sich hin, „Sigga?" Denn so hieß sie. Die Mütter von anderen Kindern hießen anders. Sie gehörte ihm allein.

Bei ihrem ersten Besuch, dessen er sich erinnern konnte, hatten sie unter einem Felsen oben am Hang gesessen; das war eigentlich das einzige, was er noch wußte. Die Sonne schien, und er lag an die Mutter gelehnt. Sie saß und weinte. Das war alles so schön. Denn daß sie weinte, machte nichts. Sie hatte auch etwas gesagt, was er nicht verstand — sie hatte gesagt: „Wenn nur manches anders wäre, dann würde ich auch besser zu dir sein." Das begriff er nicht, denn sie war doch so gut zu ihm. Es schadete aber nichts, daß er es nicht verstand. Nichts schadete etwas. Es ging ihnen so gut.

So gut wie damals war es nie wieder gewesen, so weit er sich entsinnen konnte. Doch waren sie auch in anderen Jahren zu dem Felsen gegangen und hatten eine Weile dort gesessen. „Der Felsen ist jetzt mein Zuhause", war eines der häufig wiederholten Sätzchen, die Jonki vor sich hinsprach, wenn er im Sommer tagelang mit den Milchschafen allein war. Irgend jemanden muß man haben, mit dem man

sich unterhalten kann. Der Felsen war sein Zuhause ... Es gab Sommer, in denen Jonki das eigentlich für gar kein so übles Zuhause hielt. Aber dann war es im vorletzten Jahr geschehen, daß es an dem Sonntag goß, wo Sigga zu Besuch kam. Und als er sie endlich doch fragte, ob sie nicht zum Felsen gehen wollten, antwortete sie barsch: „Ja, das wär mir ein schönes Vergnügen! Siehst du denn nicht, daß ich deinetwegen schon jetzt ganz durchgeweicht bin?" Er blickte zum Fenster hinaus — ja, jetzt erst sah er es: es regnete wirklich ... Später hatte Sigga die Bäuerin gefragt: „Ist Jonki nicht sehr selbstsüchtig?" — „Kinder sind Kinder", hatte die Bäuerin etwas kurz entgegnet und nach einiger Zeit hinzugefügt: „Nach einer Seite muß er schließlich schlagen ..."

Tags darauf war er zum Felsen hinausgelaufen — allein. Er war hingegangen, den Felsen zu trösten. Er war ja um sein Recht betrogen worden. Aber der verstand ihn gleich, und alles war gar nicht so schlimm gewesen. Schlimm war es erst diesen Sommer geworden, als Sigga trotz Sonnenschein und duftendem Sommerwind nicht zu bewegen gewesen war, mit ihm zu ihrem Felsen hinaufzugehen. „Jonki ist gradezu albern — mit seinem ewigen Felsen", hatte sie sich bei der Bäuerin beklagt, und mitten in ihrem Ärger hatte sie laut gelacht, nicht aber, als ob sie vergnügt wäre. „Geh doch die paar Schritte mit dem Jungen", hatte die Bäuerin erwidert, „soviel kannst du wohl noch für ihn tun." — „Ja, du hast leicht reden, Rannveig", hatte Sigga entgegnet. „Und dabei weißt du doch genau, daß vieles anders wäre, wenn — ich den da nicht hätte." Es klang nicht grade, als ob sie froh wäre, daß sie ihn hatte,

— eher das Gegenteil. Wie immer das auch zu verstehen war, Jonki verstand es nicht. Und es tat ihm sehr weh, daß er es nicht verstand. Irgend etwas war jedenfalls daran, was sehr weh tat ... Und als Sigga gleich darnach weinte, war es ein ganz anderes Weinen als damals vor ein paar Sommern am Felsen — ein bitteres Weinen. Jonki wagte sich gar nicht an die Mutter heran.

Grade an diesem Tag hatte er zum erstenmal bemerkt, daß die Leute anders als sonst gegen ihn waren, wenn seine Mutter zu Besuch kam; daß sie ihn dann nur verstohlen betrachteten, wenn sie es nicht überhaupt vermieden, ihn anzusehen ... Von da an mied er den Felsen. Etwas war zwischen ihnen zerbrochen.

Den Vater, der Einar hieß und ebenfalls nicht sehr weit entfernt wohnte — merkwürdigerweise aber nicht auf demselben Hofe wie die Mutter —, sah er öfter, wohl zwei-, dreimal im Jahr. Der Vater redete niemals mit ihm, wenn er zu Besuch kam, und sah ihm auch nie in die Augen. Aber Jonki merkte — woran, wußte er nicht, aber er merkte es —, daß der Vater ihn gern in seiner Nähe hatte, wenn er, stets in irgendeinem offenbar äußerst wichtigen Geschäft, auf den Hof kam. Jonki wußte auch, daß der Vater ganz still sitzen und ihn lange unausgesetzt betrachten konnte — wenn er glaubte, daß Jonki es nicht merke. Und Jonki merkte es natürlich nie! So konnten sie stundenlang dasitzen. Dann wußte Jonki, daß es ihnen beiden gut ging, so gut, wie es einem nur gehen konnte. Er wußte auch, daß andere es nicht wußten und — es auch um keinen Preis wissen sollten.

Daß die Mutter auf dem Hofe nicht gern gesehen

war, war ihm erst allmählich aufgegangen; daß der Vater ebensowenig willkommen war, war ihm dagegen immer klar gewesen. Das war schlimm, alles beides. So schlimm, wie es nur sein konnte.
Aber er hatte doch wenigstens einen Vater und eine Mutter — auf seine Art. Und auch ein Zuhause hatte er — auf seine Art. Denn wenn er jetzt groß würde und wie die Erwachsenen reden könnte, dann gedachte er, eines schönen Tages nicht nur seine Mutter, sondern auch seinen Vater zum Felsen zu führen, wenn sie auf Besuch kämen. Und dort würde er ihnen so viel erzählen ... So viel ... Und sie würden weinen und sich wohlfühlen. Und sie würden dort sitzen und gute Freunde sein. Der Fels sollte merken, daß er durchaus nicht vergessen war, daß niemand ihn im Stich gelassen hatte. Und das Flachbrot würde einem mittags schmecken, wie wenn man so richtig glücklich und es eine Lust ist zu leben.
Bis er aber erwachsen wäre, würde es ihm ja nicht so sehr gut gehen, denn bis dahin hatte er nur den lieben Gott im Himmel. Der kam zwar auch jedes Jahr auf Besuch, nämlich zu Weihnachten, aber er hatte das eine mit den Erwachsenen gemein, daß Jonki noch nicht richtig mit ihm reden konnte. Er wußte, es würde eines Tages kommen; ja, er war schon so weit, daß er es wagte, ihm alles zu sagen... Fast alles wenigstens. Und das wagte er bei keinem Menschen. Nur nahm der liebe Gott noch nicht recht ernst, was er ihm erzählte, schien es wenigstens nicht ernst zu nehmen. Und das kam wohl daher, daß Jonki noch nicht erwachsen war. Die Großen verstanden natürlich ihre Sache ganz anders vorzubringen; und der liebe Gott konnte ja nicht alles

bewältigen. Das war nur natürlich. Aber Jonki wollte sich rechte Mühe geben, wollte sich tüchtig darin üben, seine Worte recht klar zu setzen. Das wollte er. Wenn er eingesegnet wurde, mußte ihn der liebe Gott ja sehen; und dann brauchte es vielleicht gar nicht mehr lange zu dauern, bis er ihm auch sein Ohr lieh.

Und dann wollte Jonki — ja, was wollte er ...? Dann sollte jedenfalls vieles anders und besser werden hier auf Eyrarsveit.

Als Jonki in seinen Erwägungen soweit gekommen war, hörte er draußen auf dem Gang seinen Namen rufen; und da er wußte, wie ungern Tiere gestört werden, eilte er dem Rufenden entgegen. Wenn es nun ein Engel wäre? Wenn Gott ihm eine Botschaft schickte? ... Aber es war kein Engel, es war eine Magd vom Hofe. Und wollte Jonki ganz aufrichtig sein, so hatte er die Stimme auch schon erkannt, beinah im gleichen Augenblick, wo er sie hörte ... beinah ...

Die Magd war recht ärgerlich oder tat jedenfalls so; Kindern gegenüber stellen sich ja Erwachsene oft anders, als sie wirklich sind. „Du hast dich seit Stunden nicht blicken lassen, Jonki", rief sie. „Was soll das heißen, uns allesamt in Angst sitzen zu lassen, wo du Bursche bleibst? Und das grade zu Weihnachten! ... Aber komm jetzt — die Bäuerin will hören, ob du deine Gebete kannst."

„Schrei doch nicht so, Manga." Jonki hätte ihr fast die Hand auf den sprudelnden Mund gelegt. „Du weckst die Kühe ..."

„Hat man schon so was gehört!" Manga schrie vor Lachen. „Das fehlte noch, daß man ins Kloster gehen muß, um seine kostbaren Kühe nicht aufzuwecken!"

„Laß hören, ob du auch deine Gebete kannst", sagte die Bäuerin ruhig und nickte Jonki zu, er solle sich auf den Schemel setzen, der neben ihr stand.
Jonki setzte sich, dachte an ein Bild von Jesus im Tempel, der auf einem Schemel zu Füßen der Schriftgelehrten saß, und faltete andächtig die Hände. Denn jetzt war Weihnachten, o, jetzt war Weihnachten ... Wie ein leichter seliger Taumel kam das große Fest mit einemmal über ihn; in treuherziger Erwartung blickte er der Bäuerin in die Augen; daß sie nicht Jonki zu ihm gesagt hatte, war doch schon eine Art Anfang, im nächsten Augenblick würde sie ihn Nonni nennen. „Gut, Nonnichen", würde sie sagen und ihm über den Kopf streichen. Und dann würden ihn alle, oder jedenfalls die meisten auf dem Hof, ein paar Tage lang Nonni rufen ... Ach, was war doch Weihnachten für eine schöne Zeit! Alles war, wie es sein sollte; alle Menschen gut und freundlich —, weil der liebe Gott auf Besuch war ...
„Fang an!" sagte die Bäuerin.
Jonkis Blick fiel auf die Hauskinder; ihr Wesen und ihre Mienen zeigten deutlich, daß sie gut abgeschnitten hatten. Jonki wurde froh. In tiefer Andacht begann er: „Mein Vater im Himmel ..."
„Was sagst du da, Kind!" Die Hände mit den Stricknadeln sanken der Bäuerin wie gelähmt in den Schoß. Jonki sah, wie ihre Finger, die die Nadeln hielten, langsam erschlafften, doch ohne sie loszulassen; verwundert stockte er, er bemerkte die Stille ringsum und blickte sich um. Die Hauskinder brachen in Kichern aus, verstummten aber gleich wieder. „Denk nach, mein Freund!" mahnte die Bäuerin mit tiefbetrübter Stimme.

Sie nannte ihn auch jetzt noch nicht Nonni — vielleicht konnte Jonki deswegen überhaupt nicht nachdenken —, er wiederholte nur zuversichtlich: „Mein Vater im Himmel ..."
Weiter kam er auch diesmal nicht; denn jetzt war in die fleißigen Hände der Bäuerin wieder Leben gekommen, und zwar ein ganz anderes Leben, als man zum Strümpfestricken braucht — eine wohlgezielte Ohrfeige warf Jonki vom Schemel auf den Fußboden.
Jonki blieb liegen, zu verblüfft, um sich erheben oder auch nur weinen zu können; er blieb liegen, bis eine stärkere Hand ihn ergriff, hochhob, auf dem Schemel zurechtsetzte und die ruhige Stimme des Bauern sagte: „Setz dich hin und denk noch einmal nach, Nonnichen! ... Und du, Frau, frag doch lieber den Jungen, wie er darauf verfallen ist, die Worte des Gebetes zu verdrehen, statt daß du ihn schlägst."
Die Bäuerin stand auf. „Soll ich mich zurechtweisen lassen, weil ein Taugenichts, den ich auf jede Weise wie ein Kind im Haus behandle, obgleich er und seine Herkunft weiß Gott keine Zierde des Hauses sind, in seiner angeborenen Selbstsucht — weit braucht er ja dafür nicht zu suchen — sein Ich an die Stelle der ganzen Menschheit setzt und damit Gottes heiliges Gebet verdreht und entheiligt?"
Jetzt aber stand auch Jonki, von Weinen überwältigt, auf — denn der Bauer hatte ihn ja bei seinem Weihnachtsnamen genannt, hatte ihn Nonni genannt — und schrie mitten im Weinen, damit alle hörten, daß er sein Vaterunser richtig wußte: „Vater unser! — Vater unser! — Vater unser!"
Der Bauer legte ihm die Hand auf den Kopf, wie

um ihn zu beschwichtigen. „Und du, kluge Frau. bringst es wirklich nicht fertig, dir einen anderen Grund vorzustellen als Eigenliebe? . . . Wie, wenn es nun die Lieblosigkeit anderer Leute wäre, was dem Jungen diese Worte in den Mund legte? Und von dem Fehler kann sich vielleicht keiner von uns, vielleicht keiner auf dem Hof, ganz freisprechen."

Jonki begriff nichts von dieser ganzen Rede, und es war auch gewiß gar nicht die Absicht, daß er sie begreifen sollte. Dagegen begriff er um so besser, daß ihn die Bäuerin in die Arme nahm und in eine Kammer über der Wohnstube trug, wo sie lange mit ihm redete. Freilich verstand er auch nicht sehr viel davon, was sie ihn fragte und ihm erklärte, aber es war ihm genug, daß sie gut zu ihm war — oder es doch sein wollte. Was auf eins herauskam. —

Es war das schönste Weihnachtsfest, dessen Jonki sich entsinnen konnte. Jeder nannte ihn Nonni. Die vorübergehende Mißstimmung am Heiligen Abend selbst war des Erinnerns gar nicht wert. Er hatte sein Licht ausgelöscht — er besaß nur das eine; und da er außer dieser langen Kerze noch ein Paar neue Fausthandschuhe bekommen hatte, fand er, beide Freuden auf einmal seien zuviel. Und außerdem spürte er plötzlich eine so unwiderstehliche Lust, sein Licht aufzubewahren, es aufzubewahren, bis Weihnachten vorüber war und — die Leute vielleicht wieder anfingen, ihn Jonki zu nennen. Als aber die Bäuerin merkte, daß seine Kerze nicht brannte, kam sie zu ihm herüber und strich ihm über die Wange. „Ist dein Licht ausgegangen, Nonnichen?" fragte sie und zündete es wieder an . . . Bald darauf nahm er die Gelegenheit wahr, es wie-

der ausgehen zu lassen. Und als die Hausmutter sich wunderte, daß es wieder nicht brannte, flüsterte ihr Töchterchen ihr zu: „Er macht es mit Absicht, Mutter — er löscht es selber aus.“ Die Hausmutter zündete das Licht zum zweitenmal an und sagte ein bißchen schroff: „Du hast dies Licht bekommen, Junge, um es heute abend und heute nacht brennen zu lassen — dem Sohne Gottes zu Ehren!“ Und so saß Nonni denn mit seinen Handschuhen und sah sein Licht niederbrennen, kürzer und immer kürzer werden ...

Zeitig bat er, zu Bett gehen zu dürfen. Er hoffte, dann sein Licht ausmachen zu können. Ins Bett durfte er gehen, aber sein Licht durfte er immer noch nicht auslöschen. Das wurde ihm ausdrücklich gesagt. Es sollte auf dem Bettpfosten an seinem Kopfende brennen.

Er versuchte, wach zu bleiben; vielleicht könnte er sich dann, wenn die anderen auch zur Ruhe gegangen wären, hinschleichen und es löschen. Aber als er erst lag, war es ihm unmöglich, sich wachzuhalten. Trotz allen Bemühungen fiel er in Schlaf. Und als er am Morgen aufwachte, war seine Weihnachtskerze ganz heruntergebrannt.

Da weinte er etwas. Und jetzt nicht nur wegen der Kerze. Es tat ihm auch weh, daß er gestern abend gehört hatte, wie die kleine Rannveig, die so reizend anzusehen war und die er eigentlich, wenn er erst groß, erwachsen und reich wäre, zu heiraten gedachte, ihrer Mutter zuflüsterte: „Weißt du was, Mutter — ich glaube, Nonni ist einfach geizig!“ ... Der einzige Trost war noch, daß sie wenigstens Nonni gesagt hatte. Hätte sie Jonki gesagt, weil sie glaubte, er höre es nicht, wäre es noch viel schlimmer ge-

wesen. Aber es war auch so schon schlimm genug, daß sie so schlecht von ihm denken konnte ... Freilich war sie grade, ehe er einschlief, zu ihm gekommen und hatte ihm erlaubt, von ihrer Schokoladentafel abzubeißen; aber sie hatte ihn nicht aufgefordert, noch einmal zu beißen, als sie sah, wie wenig er nahm; am Ende hatte sie es aber auch gar nicht bemerkt ... Jedenfalls weinte Jonki ein bißchen vor sich hin, über das eine wie über das andere, am allermeisten aber über sein Licht. Ja, und obwohl es schon Morgen wurde und bald Zeit zum Aufstehen, kam es darauf heraus, daß er sich wieder in Schlaf weinte.

Die größte Überraschung widerfuhr Jonki, als er aus dem Bett sprang, in großer Eile und sehr bestürzt, weil er so spät auf war, und, die neuen Handschuhe in der Hand, den Bauern in der Wohnstubentür traf und dieser sagte: „Schone nur deine neuen Handschuhe noch einen Tag, Nonni. Wasser für die Kühe ist geholt, und Mundi hat ausgemistet. Gib mir einen Kuß und sag: ‚Fröhliche Weihnachten!‘“

Nonni schloß die Augen und küßte den Bauern andächtig auf den Bart. Wie er jedoch vorausgesehen oder wenigstens befürchtet hatte: es blieb nicht sehr lange bei „Nonni“, noch auch dabei, daß ihm andere die Arbeit abnahmen. Der Bauer holte zwar am zweiten Feiertag wieder das Wasser für die Kühe, weil es draußen „so bitter kalt“ sei. Aber dann war es aus damit.

Und als Jonki ein paar Tage später am Abend in der Wohnstube vor sich hin fragte: „Aber Weihnachten kommt doch jedes Jahr wieder, ganz bestimmt jedes Jahr — nicht?“, antwortete ihm zuerst

ein allgemeines Gelächter, und dann rief Mundi vergnügt, wie um ein für allemal sowohl die Bezeichnung als auch die Benennung festzulegen: „Hör einer den Dummerjahn! Daß du auch niemals klüger wirst, Jonki!“
Daß Mundi ihm vorwarf, er sei dumm, machte nicht viel, wenn er es nur nicht war — und das wußte er selber: dumm war er nicht. Sie sollten ihn auch ruhig werktags alle miteinander Jonki nennen, wenn er nur Weihnachten er selbst sein durfte, Nonni sein durfte und — dann auch so hieß. Daß er aber wieder anfing, sich dabei zu ertappen, den lieben Gott mit „Mein Vater im Himmel“ und nicht mit „Vater unser“ anzureden, wie er ja hieß und auch genannt werden wollte — das war schlimm.
Es war ihm Weihnachten so leicht gefallen, „Vater unser“ zu beten; nicht ein einziges Mal hatte er falsch gebetet. Sicherlich brauchte er, wenn er Nonni war, keinen besonderen Vater — keinen anderen als seinen eigenen. Und Nonni — das würde er ja noch oft wieder werden, so oft! Mindestens jedesmal, wenn Weihnachten war!

JASPAR

Sie hatten ihn am Strand gefunden neben ein paar Wrackstücken und zwei toten Menschen. Nur er, der Junge, gab noch Lebenszeichen von sich. Er mochte etwa zehn Jahre alt sein.
Viel Leben war nicht mehr in ihm. Aber sie trugen ihn heim, legten ihn ins Bett, gaben ihm warme

Milch zu trinken, flößten sie ihm ein; denn er war ganz erschöpft, der arme Wicht, und konnte weder etwas heraus- noch etwas herunterbringen. Von der Kälte erholte er sich; doch nur, um sogleich in Hitze zu verfallen. Und jetzt war seine Zunge wahrlich gelöst. Er redete viel, redete ununterbrochen, jedoch in einer Sprache, die niemand verstand noch kannte. Deutsch? Französisch? Türkisch? Spanisch? Es gibt soviel Sprachen in der Welt — wer kann sie alle kennen! Jedenfalls war es eine Sprache, die niemand verstand. Sofern es überhaupt eine irdische Sprache war. Aus einem anderen Landesteil hatte man von einem Mädchen erzählen hören, das plötzlich in Zungen zu reden begann und eine Kuh „Bagga“ nannte, ein Pferd „Lu“, einen Hund „Vör“, den Menschen „Lana“ und ihren Schöpfer „Begg“ — wer weiß, wie sie dazu kam. Und noch andere ähnliche Worte. Das reinste Kauderwelsch. Und die bis an ihr Lebensende dabei blieb, die Kuh Bagga zu nennen, das Pferd Lu, den Hund Vör, andere Menschen Lana und ihren Schöpfer Begg. Eine Sprache war es also — woher sie sie auch haben mochte. Und eine Sprache war wohl auch dies hier, ob auch kein Mensch ein Wort davon verstand.
Man schob die Beerdigung der beiden angetriebenen Leichen noch etwas auf. Man meinte, der Junge würde sich weniger einsam fühlen, wenn er die andern begleiten könnte, als wenn er allein hinterdrein käme. Und jedenfalls war es am besten, wenn er bei den Seinen blieb.
Aber schließlich dauerte es mit seinem Sterben doch zu lange, und da man es nicht mehr aufschieben konnte, begrub man die beiden Unbekannten auf

dem „französischen“ Friedhof draußen am Strand. Wer sie auch sein mochten — dort waren sie immerhin mehr zu Hause als unter den Bewohnern dieses Küstenstrichs.

Der Knabe mußte noch monatelang liegen, aber das Ende war, daß er sich erholte. Also wollte es wohl sein Schicksal, daß er noch länger durch eine Welt wanderte, deren Prüfungen er schon so gut kannte — eigentlich etwas zu gut für ein Kind seines Alters. Ach ja ...

Auf einem ärmlichen kleinen Strandhof wohnte ein ältliches Paar, das sich seiner annahm. Die See hatte ihnen den Jungen zur Pflege geschickt. Die See, ja — was die alles austüfteln konnte! Vor Jahren hatte sie ihnen die beiden eigenen Söhne genommen. Jetzt hatten sie den hier — solange es dauerte. Mit ihm reden konnten sie nicht. Aber jedesmal, wenn sie hereinkamen, lächelte er ihnen blaß von seinem Bett aus zu.

Sie hatten ihn so oft nach seinem Namen gefragt. Schließlich hatten sie herausgefunden, daß er wohl so ähnlich wie „Jaspar“ heiße. Anders wußten sie ihn jedenfalls nicht zu nennen. Im ersten halben Jahr wußten sie überhaupt nicht viel anderes zu ihm zu sagen als „Na, Jaspar“ oder „He, Jaspar!“. Und der Junge lächelte verständnisvoll, weil er sah, wie gut sie es mit ihm meinten, die beiden Alten, und daß sie ihm in jeder Beziehung wohlwollten. Er fühlte sich bei ihnen wohl. „So ein armes Vögelchen“, seufzte die Frau. „He, Jaspar, aus dir kann mit der Zeit noch ein tüchtiger Bursche werden!“ brummte der Mann. Sie kamen gut miteinander aus.

Als Jaspar dann aufzustehen begann, kam eines

Tages der Bezirksvorsteher zu ihnen. Jetzt müßten sie wohl bald daran denken, den Jungen in sein Heimatland zurückzuschicken, sagte er scherzhaft zu den beiden Alten. Sie widersprachen nicht. Gehorsam gegen die Obrigkeit war etwas, was sie mit der Muttermilch eingesogen hatten. Außerdem wäre es für Jaspar ja wohl das beste, wenn er zu seinen Leuten und seiner Familie zurückkam. Denn was konnten sie beide ihm bieten?
„Ja, gewiß", murmelten die beiden zu gleicher Zeit, und die alte Frau wischte sich die Augen mit dem Schürzenzipfel — der Rauch schlage heute besonders schlimm herein, erklärte sie; aber jetzt wolle sie dem Herrn Vorsteher eine Tasse Kaffee kochen.
Indessen blieb es vorläufig bei den Worten. Dicht nebeneinander saßen die beiden Alten und machten betrübte Gesichter, während der Bezirksvorsteher sich abmühte, aus Jaspar herauszubringen, woher er stamme und wo er zu Hause sei. Er mußte es aufgeben. „Ich weiß schon, was für eine Sprache er spricht", sagte er und kratzte sich hinterm Ohr, „und ich verstehe sie auch. Die Sprache an sich. Aber dieser Knabe hat einen Sprachfehler; man kann ihn nicht verstehen. Es soll gar nicht so selten vorkommen, daß den Menschen die Stimme einrostet und sie falsch sprechen, wenn Wasser in die Nase und die Ohren dringt, die nur für Luft geschaffen sind ..." Der Vorsteher bekam eine Tasse Kaffee und ging nach weitschweifigen Erklärungen fort; im übrigen war er so klug wie zuvor.
Hier mußte ein sprachkundigerer Mann her; und eines schönen Tages kam der Pfarrer. Es ging ihm nicht besser. Der Vorsteher, der ihn begleitete, hatte erst etwas gedrückt dabei gesessen; jetzt

wurde er plötzlich groß. Ob es nicht am Ende hebräisch sei, was der Junge spreche? Oder mesopotamisch? „Hebräisch ist es nicht", erklärte der Pfarrer kurz, „die andere Sprache kenne ich nicht." Der Bezirksvorsteher bot ihm eine Prise an. „Griechisch ist es also nicht", entschied er und schielte nach den Augen des Pfarrers. „Nein, doch wohl mesopotamisch!" Der Vorsteher nahm eine tüchtige Prise Schnupftabak. „Ich habe es ja gleich gesagt, die Sprache ist schon recht, aber der Bursche hat einen Sprachfehler. Nicht einmal unser Herrgott wäre imstande, ihn zu verstehen." Jetzt erhob sich der Pfarrer und ging, und so mußte auch der Vorsteher abziehen.

Er kam aber später wieder — er war nicht umsonst Vorsteher in seinem Bezirk. Und jetzt wußte er Rat. Er ließ sich eine Schere und eine alte Zeitung geben, schnitt ein Boot aus, schnitt einen Jungen aus, zeigte auf das Fahrzeug, schwenkte den Papierknaben zwischen zwei Fingern hin und her und sagte eindringlich: „Jaspar, Jaspar!"

Jaspar nickte mit großen Augen, zum Zeichen, daß er ihn verstand; und so angespornt, ging der Vorsteher weiter, wies über das Wasser hin, setzte den Papierknaben in das Boot, tat, als ließe er es aussegeln, schaukelte es, stürzte es um. Da begann Jaspar jämmerlich zu weinen.

„Aha!" triumphierte der Vorsteher, „jetzt sind wir ihm auf der Spur!"

Die Alte stand auf. „Mit Tränen soll er nicht weg von hier", sagte sie leise, aber doch bestimmt. „Außer, ihr bringt ihn mit Gewalt fort." „Wollt ihr ihn denn aufziehen?" fragte der Bezirksvorsteher erleichtert; denn eine solche Spur im Dun-

keln führt ja ebensooft im Kreis herum wie zu irgendeinem Ziel; und er hatte jetzt einen Trumpf in der Hand, daß er es nicht etwa aufgab, weil er nicht weiter wußte, sondern aus reiner Freundlichkeit. „Na ja ... Dann können wir die Zeit abwarten und sehen, ob jemand kommt und Ansprüche auf ihn geltend macht."
Dabei blieb es.
Sobald der Bezirksvorsteher diesmal fort war, trocknete Jaspar seine Augen, griff eifrig nach Schere und Zeitung, schnitt ein Schiff mit Masten aus, schnitt einen Mann aus, schnitt zwei Männer aus, alles in allem zehn Männer und einen Knaben, zeigte mit weitaufgerissenen Kinderaugen den beiden Alten das Schiff, schüttelte es, zerfetzte es, verstreute die Leute und den Jungen in der Stube, hob dann den Knaben wieder auf, ballte die Hand, in der er ihn hielt, zur Faust und schlug damit gegen seine Brust: „Jaspar! Jaspar!"
In seinen weitgeöffneten Augen lasen die beiden mehr als nur Angst und grauenvolle Erinnerung; es stand auch Spannung darin, auch eine Frage.
Da hob der Alte seufzend zwei von Jaspars Papiermännern auf und — legte sie beiseite.
Jaspar sprang von seinem Schemel hoch, auf dem er während des Ausschneidens gesessen hatte, ungeduldig, ungläubig, mit leuchtenden Augen. Er zerrte an dem alten Mann, sprang um ihn herum, zog ihn mit sich aus der Hütte — es war nicht zu verkennen, er wollte wissen, wo.
Da blieb wohl nichts anderes übrig ... Der alte Mann nahm ihn fest an die Hand und ging mit ihm hinaus auf den französischen Friedhof am Strand — nichts als ein paar steinige Hügel. Auf manchen

standen hölzerne Kreuze oder nur noch ein Pfahl, von dem das Querholz abgefallen war, oder ein Kreuz, dem ein Arm fehlte. Auf einem der Gräber lag in einem kleinen Gehäuse ein Kranz aus bunten Perlen unter Glas. In dem Sand zwischen den Gräbern stand ein verrostetes Kreuz aus Eisen, und ein Christus aus blauschwarzem Erz hing daran.
Auf diesem Fremdenkirchhof, wo man sich plötzlich wie in einem anderen Lande vorkam, blieb der alte Mann mit dem Knaben stehen. Weit hinten sah man die alte Frau zwischen den Hügelreihen heranhumpeln.
Jaspar begriff nicht gleich, was für eine Stätte dies war oder was er hier sollte. Er sah die Kreuze an, sah das Kruzifix an — und plötzlich bekreuzigte er sich, beugte die Knie und murmelte etwas. Weshalb ihn aber der Alte hierhergeführt und was er ihm zu sagen hatte, das verstand er erst ganz, als dieser die beiden Papiermänner nahm, ein Kreuz über sie schlug und sie behutsam nebeneinander auf einen der steinigen Hügel legte.
Jaspar beugte sich zu dem Hügel hinunter, brach in die Knie, warf sich über ihn hin — weinte herzzerbrechend.
Der Alte setzte sich auf einen Stein in der Nähe. Und blieb dort sitzen. Bald darauf kam die alte Frau dazu; sie setzte sich auf einen anderen Stein — etwas hinter ihm. Sie sahen den Knaben nicht an, sahen wohl überhaupt nichts Bestimmtes an, saßen nur so da.
Endlich hob Jaspar den Kopf, stand auf, trat zu ihnen und lehnte seinen müden, schmerzenden Kopf an die alte Frau. Er weinte nicht mehr. Sie spuckte auf ihren Schürzenzipfel und wischte die Tränen-

spuren von seinem Gesicht. Er war ein hübscher Junge, der Jaspar, und ein so guter Junge.
Und so blieb Jaspar bei den beiden alten Leuten in der Hütte, ruderte mit dem Mann auf Fischfang, lernte Gras mähen und Schafe hüten, lernte auch allmählich die Sprache, die seine Pflegeeltern redeten. Er schien das meiste vergessen zu haben, was er erlebt hatte. Er sprach auch nicht gern davon.
„Ich habe gewiß keine Eltern — dort, wo ich hergekommen bin", antwortete er ausweichend, wenn sie ihn fragten. „Und jetzt seid ihr meine Eltern. Es ist nie anders gewesen!"
Diese Worte mußten die Alten gewiß erfreuen. Ihr Jaspar liebte sie, wie sie ihn. Ohne ihn wären sie jetzt sehr einsam. Der gute Junge, daß er bei ihnen geblieben war! Und wenn er die Vergangenheit durchaus vergessen wollte — nun, so mochte sie vergessen sein! Hatten sie im Grunde jemals einen anderen Jungen gehabt als Jaspar? . . .
So gingen viele Jahre hin. Dann starb der Alte.
Jaspar wohnte weiter bei der alten Frau in der Hütte, besorgte das bißchen Wirtschaft auf dem Hof, fischte und errichtete in seiner freien Zeit eine steinerne Einfriedung um den französischen Kirchhof. Er schien an keine Veränderung zu denken.
„Sich unbekümmert stellen, ist sicherlich gut und recht, Jaspar, und noch besser, es zu sein", sagte die alte Frau eines Tages zu ihm, „was willst du aber eigentlich anfangen, wenn ich einmal sterbe?"
„Hierbleiben, denke ich", antwortete Jaspar und sah sie verwundert an.
Die alte Frau schüttelte den Kopf.
Eines Tages ließ sie sich von ihm nach dem Kirchspiel hineinrudern — ihre Hütte lag ja ein gutes

Stück weiter draußen nach der Fjordmündung zu. Und es blieb nicht bei diesem einen Ausflug. Sie ließ sich zwei-, dreimal dorthin rudern, in diesem Sommer und auch im nächsten. „Jetzt geht es bald mit mir zu Ende“, sagte sie zu ihm. Jaspar blickte von den Rudern auf — seine Augen strahlten sie an. „Bist du deswegen so unruhig geworden, Mutter?“

„Ja, mein Junge, wohl deswegen.“

Sie schwiegen den Rest des Weges.

Jaspar blieb unten im Boot zurück, während sie ihre Geschäfte auf den Höfen erledigte. Er war ein so eigentümlicher Bursche, der Jaspar, er mochte nicht gern unter Menschen kommen. „Es muß irgendeine Furcht in ihm stecken, von der wir nichts wissen“, erklärte die Alte ihren Zuhörern; „aber ein so guter, treuer Mensch wie er, wenn der erst einmal ...“

Ja, das hätte man ja gesehen, antwortete man ihr ...

Eines Tages hatten sie auf dem Heimweg ein junges Mädchen mit im Boot. Jaspar war klug genug, zu begreifen; er betrachtete sie neugierig. Er hatte sie schon früher gesehen; es wäre ihm aber niemals eingefallen, daß er sie heiraten sollte. Oder heiraten könnte. Einen so kühnen Gedanken hatte Jaspar noch nie gedacht. Seine alte Mutter, die hatte Mut, das mußte man sagen. Er begegnete ihren Greisenaugen und lächelte vergnügt.

Dann mußte er wieder das Mädchen ansehen. Blond und drall war sie und hatte eine flaumige Haut. Anfangs wollte sie seinem Blick nicht standhalten. Als er aber einmal ihr Auge auf sich ruhen fühlte, lächelte er ihr zu, und sie erwiderte sein Lächeln.

Damit war sozusagen alles abgemacht. Wenn es das nicht schon im voraus gewesen wäre.
Jaspar begann ohne viel Worte ein Haus zu bauen. Die Hütte war ja alt und baufällig. Er nahm sich Zeit, baute dicke Mauern aus Steinen und dichtete sie mit Grassoden ab. Aus Treibholz vom Strand verfertigte er Türen und Fenster, anderes schnitt er zu Schalbrettern zurecht.
Als die Hütte fertig stand, verheiratete er sich mit Katrin, dem jungen Mädchen, und sie zogen ein. Die Alte aber blieb in ihrer Hütte und war nicht zu einem Umzug zu bewegen. So ganz konnte sie es Jaspar nicht verzeihen, daß ihm die Hütte nicht mehr gut genug war.
Jaspar und Katrin bekamen viele Kinder — anfangs jährlich eines. Jaspar ließ sie auf isländische Namen taufen, man glaubte aber zu wissen, daß er ihnen im stillen andere Namen gab: seltsame, fremde Namen.
Gott weiß, ob nicht die unschuldigen Kleinen dadurch verhext und schweren Schicksalen und dunkeln Kräften ausgeliefert wurden? Ein Trost war es immerhin, zu hören, daß sie sich meistens bei der Alten in der Hütte aufhielten. Als die tot war und die Kinder größer wurden, spielten sie unten am Strand und auf dem französischen Friedhof. Nach allem, was man wußte, waren es brave Kinder und christlich in Zucht gehalten. Das elfte Kind, ein Knabe, wurde Jaspar getauft. Mehr Kinder bekamen Jaspar und Katrin nicht.
Jaspar war ein tüchtiger Mensch und ein guter Mensch und erwarb sich mit zunehmendem Alter immer größere Achtung bei seinen Gemeindegenossen. Mochte er herstammen, woher er wollte, mei-

netwegen aus jenen Wunderländern auf dem Meeresgrunde! Anfangs hatte er eine fremde Sprache gesprochen — nicht einmal die gelehrtesten Leute hatten ihn verstanden. Aber wie dem auch sei — er war zu einem tüchtigen Mann herangewachsen. Niemals fiel ein böses Wort zwischen Jaspar und Katrin. Niemals ein böses Wort! Nur waren sie gleichsam nicht dazu geschaffen, ihre Angelegenheiten miteinander zu besprechen. Katrin hatte wieder und wieder versucht, ihn auszufragen. Was sie dabei erreicht hatte, war aber nicht der Rede wert, es war weniger als nichts. Vielleicht redete Jaspar nicht gern darüber, was ihm noch aus der Zeit vor dem Schiffbruch im Gedächtnis haftete; denn irgend etwas mußte der Mann doch noch wissen! Oder hatte er wirklich alles vergessen, was davor lag?
Jedenfalls — und das war es, was Katrin am meisten wunderte —: so offen sein Blick und seine Zärtlichkeit waren, so verschlossen blieb sein Mund. Vielleicht lag der Grund darin, daß er mit der Sprache hier niemals so ganz vertraut geworden war. Aber wie es sich auch erklären mochte: wenn Katrin ein seltenes Mal etwas über seine Kindheit zu erfahren suchte, dann blickte er gern über den Strand und den französischen Friedhof hin, wo ihre Kinder spielten, schüttelte den Kopf und murmelte: „Es ist nie anders gewesen ..."
Als Jaspar starb, erhoben sich Zweifel, wo man ihn begraben sollte. Die Witwe wollte ihn auf dem französischen Friedhof begraben lassen — dort lägen doch schon zwei von „seinen Leuten". Der Pfarrer meinte aber, das könne man nicht gut machen; es könne leicht Anstoß erregen. Nach so vielen Jahren, und wo doch seine Kinder getauft und

konfirmiert seien, müsse man schon sagen, daß er zur Gemeinde gehöre, in der er ja seinerzeit auch getraut worden sei. Selbstverständlich ging es nach dem Willen des Pfarrers.
Als Jaspar beerdigt und das Grab zugeworfen war, stand Katrin mit den Kindern, erwachsenen und halberwachsenen, noch eine Weile am Grabe. Da standen sie, betrübt und mit einer eigenen Leere im Herzen, alle miteinander merkwürdig verlassen und gleichsam gestrandet.
„Nach Hause ist er also nicht gekommen", sagte Katrin und weinte heftiger. „Nicht einmal ruhen durfte er bei den Seinen."
Sie und die Kinder lebten des Glaubens, die Bitternis ihrer Trauer, die Qual ihrer Verlassenheit rühre davon her, daß Jaspar nicht auf dem französischen Friedhof begraben lag, neben seinen Landsleuten, wo sie ihn nah bei sich gehabt hätten; schon in dieser Begrenzung bargen sich die ersten Keime von Trost und Vergessen.

SAEFINN MIT DEN SECHZEHN SCHUHEN

Saefinn kam in seinen besten Jahren nach Reykjavik. Gott weiß, woher, — ein großer, schmucker Mensch mit schwarzem Vollbart, schweigsam und würdig. Aber in diesem schwarzen Bart saß, als hätte man es dort vergessen, ein Lächeln, ein nachdenkliches Lächeln, das für niemand andres bestimmt war als für ihn selbst.
Saefinn sprach mit keinem Menschen ein Wort,

streifte nur durch die Stadt und hielt die Augen offen. Und doch gab es manchen, dem er auffiel, da er keineswegs gewöhnlich aussah: sein langer blauer Mantel wurde von einem Strick um den Leib zusammengehalten, außerdem hatte er viele Paar Schuhe an den Füßen und trug einen Sack auf dem Rücken — einen großen Sack.

Die Geschichte spielt in jener Zeit, als es in Reykjavik noch Wassermänner und Wasserweiber gab, so benannt, weil es ihr Geschäft war, aus dem Stadtbrunnen Wasser rundum in die Häuser zu bringen. Sie waren eine bunte Gesellschaft — diese Wasserträger. Saefinn stellte nah beim Brunnen seinen Sack ins Gras, setzte sich darauf und sah dem Treiben zu. Hier gab es viel zu lernen — viel zu sehen und zu hören.

Schließlich aber mußte er weiter, und da geschah es, daß er nach „Glasgow" kam. Glasgow war ein Kaufladen, der größte, den Saefinn gesehen hatte, gradezu ein ganzes Haus, das nichts als ein einziger Laden war, von oben bis unten voll von allem erdenklichen Kram, den der Mensch braucht, im Leben wie im Tod. „Suchen Sie in Glasgow, und Sie werden finden, was Sie sich erträumt haben!" lautete der scherzhafte Wahlspruch des Inhabers; er verwendete ihn nur mündlich, denn er getraute sich nicht, ihn drucken zu lassen. Außer dem gewaltigen Laden gehörten auch noch andere Gebäude dazu, viele zum Teil leer stehende Gebäude. Hier war seinerzeit im großen gebaut worden; man hatte nicht nur den Laden, sondern auch eine Lachs-Einkocherei geplant. Sie sollte eine Menge Menschen beschäftigen, und in großzügiger Voraussicht war auf jede nur erdenkliche Weise für diese erhoffte

Menschenmenge gesorgt worden; unter anderem durch eine ungeheure Reihe von Abtrittshäuschen, die man „Kammern“ nannte.

Als sich aber der Lachs nicht einstellte, sondern ausblieb, blieb auch die Menschenmenge aus, und so standen die Kammern da — keiner Seele zu Nutz und Frommen.

Saefinn hatte sich in der Stadt aufmerksam umgesehen, darauf könnt ihr Gift nehmen; für diese „Kammern“ aber faßte er eine ganz besondere Vorliebe. Als er sie etliche Male durchgeprüft hatte, von einem Ende zum anderen, in jede einzelne Tür geguckt, darin herumgestöbert und sich genau umgetan hatte, machte er sich ohne weiteres daran, die hölzerne Scheidewand zwischen zwei Kammern niederzureißen und es drinnen wohnlich und ordentlich zu machen.

Von dem Geräusch angelockt, kam der Kaufmann dazu, betrachtete verblüfft den eifrigen Mann und fragte: „Mensch, was machst du denn da?“

Saefinn kam mit dem Rücken voran aus den Kammern heraus, reckte sich und antwortete bedächtig und mit Würde: „Ich richte mich ein.“

„Sieh mal einer an!“ Der Kaufmann pfiff leise durch die Zähne, wie es seine Gewohnheit war. „Ja, dann in Gottes Namen!“

Am nächsten Tag bekam Saefinn im Kramladen ein Paar ganz neue, silberglänzende verzinkte Eimer samt einem Schulterjoch ausgehändigt, unter der Bedingung, Laden und Haushalt des Kaufmanns ein Jahr lang mit Wasser zu versehen und jeweils soviel Torf aus dem Schuppen zu holen, wie gebraucht wurde.

Und so war denn Saefinn jetzt Wassermann mit

Eimern, Joch, freier Wohnung und vorläufig einem festen Amt. Jetzt galt es nur, sich in so vielen Häusern Arbeit zu sichern, daß er davon leben und noch etwas auf die Seite legen konnte für die Tage des Alters und der Verlassenheit.
Es war für Saefinn eine Kleinigkeit, in soviel Häusern Torf- und Wasserarbeit zu finden, wie er nur irgend bewältigen konnte. Der zuverlässige Mann, der so ruhig und wohlüberlegt sprach und niemals ein überflüssiges Wort sagte, war bald überall gern gesehen. Manche gaben ihm außer dem geringen Jahreslohn täglich eine Tasse Kaffee; andere hin und wieder eine ganze Mahlzeit oder doch einen Teller mit Resten. Traf es sich einmal, daß er nichts bekam, dann fastete er eben. Saefinn konnte auf diese Weise allen Verdienst beiseite legen — jeden Pfennig.
Saefinn sparte aus innerstem Bedürfnis. Es war ihm einfach unmöglich, das Geld zu verbrauchen. Geld war zum Verdienen und Besitzen da. Für einen gesunden Menschen dünkte ihn das Ausgeben von Geld gotteslästerliche Verschwendung.
Um eine solche Lebensanschauung in der Praxis durchzuführen, muß man genügsam sein, und das war Saefinn in jeder Hinsicht, auch in seiner Kleidung. Was er brauchte, um seine Blöße zu bedecken und sich warm zu halten, las er sich auf den Schutt- und Abfallhaufen der Stadt zusammen. Unter dem blauen Mantel, der unverwüstlich schien und niemals von seinem Leibe kam, trug er ein paar Hosen und eine ganze Sammlung von Westen. Ihre Zahl wechselte mit der Jahreszeit, und die Auswahl geschah so, daß eine Weste immer ein Loch in der darunter befindlichen zudeckte.

Sein Schuhzeug sammelte er auf dieselbe Weise; und wenn er auch gleich nach seiner Ankunft in der Stadt wegen seiner Fußbekleidung den Namen „Saefinn mit den sechzehn Schuhen" erhielt und bis zu seinem Ende niemals einen anderen trug, so muß hier festgestellt werden, daß er nicht ein einziges Paar wirkliche Schuhe an den Füßen hatte. Nur lauter Schuhfetzen. Wenn aber von diesen Fetzen sechzehn auf jeden Fuß kamen und unten ein altes hölzernes Brotbrett sie zusammenhielt und eine feste Trittfläche bildete, muß man wohl zugeben, daß sich niemand in der Stadt Reykjavik, ja überhaupt niemand in irgendeiner anderen Stadt, mit Saefinn in Bezug auf sein Schuhzeug messen konnte.
Die Gassenjungen hatten auf seine Fußausrüstung einen Vers gedichtet:

„Der wohlbeschuhte Finnemann
Holt Torf und schleppt das Wasser ran."

Dieses Lied sangen sie zur Zeit und Unzeit hinter ihm her und begleiteten ihn von Tür zu Tür, oder besser, vom Brunnen zur Tür und wieder zurück. Im Grunde geschah das in aller Freundschaft, und mit der Zeit nur noch dann, wenn sie nichts anderes und Besseres vorhatten. Saefinn nannte sie seine Hofnarren und tat, als wäre er sehr stolz darauf. Er ließ sich nicht reizen, weder von Jungen noch von Alten. Daher machte es keinen richtigen Spaß, ihn aufzuziehen.
Saefinn mit den sechzehn Schuhen ging auf seinen Brotbrettern wahrlich sicher genug durchs Leben. Weggeworfene Schuhfetzen und alte Holzbretter gab es immer genug; jedenfalls genug für seinen

Bedarf. Sein Bart blieb immer schwarz. Das stille Lächeln saß unverändert darin.

Da er nun einmal in den Glasgow-Kammern wohnte, blieb er auch dort wohnen. Wen sollte das auch stören? Seine ganze Lebensweise war so bescheiden, daß die Leute sogar vergessen haben mochten, wo er seinen Bau hatte. Einen großen Teil des Jahres war es ja auch dunkel, wenn er kam und wenn er ging. Außerdem hatte er die eine Tür zugenagelt, vor der anderen hing ein großes Schloß, und ein Fenster gab es nicht, nicht einmal ein Guckloch für Neugierige.

Saefinn bewegte sich durch die Straßen der Stadt — das war ja sein Geschäft und sein Lebensunterhalt —, war dort mit seinen Eimern und Torfsäcken zu treffen, kam und ging in dem Gewimmel um den Brunnen, immer schweigsam, immer unangefochten, ließ sich an einem Küchentisch nieder, trank eine Tasse Kaffee, aß eine Schüssel Grütze, sagte „danke", goß mit freundlichem Blick einen Schnaps hinter die Binde, wenn ihm einer angeboten wurde — aber dies alles war ja nur nichtiges Spiel an der Oberfläche. Leben, wirklich leben tat er nur in den „Kammern". Da hatte er seines Herzens Schatz, sein Geld, mit Königen und Kronen geziert, jedes Stück sorgfältig poliert und eingewickelt, erst in Seidenpapier, dann in gröberes Papier, und zuletzt in einem Daumen von einem Fäustling, einem Handschuhfinger oder in einer losgerissenen Rocktasche aufbewahrt und in seinem gehäuften Kram beiseite gelegt.

Wo jeder einzelne Schilling zu finden war, ließ sich nicht mehr feststellen; denn der Haufen wuchs mit den Jahren zur Decke hinauf. Doch das kümmerte

Saefinn nicht, er thronte ja obendrauf. Dies war die Grundlage seines Lebens und deshalb über alle Untersuchung erhaben; mit eigenen Händen hatte er jeden Schilling dort niedergelegt, ihn mit anderen Gütern dort abgelagert. Und was Saefinn nachts unter sich selbst wußte und tags hinter seinem Schloß, darauf konnte er sich verlassen.

Der Haufen bestand übrigens aus all den Dingen, die zu sammeln einem Menschen wie Saefinn einfallen konnte und die ihm bei seinen einsamen Wegen auf ehrliche Weise in die Hände gerieten. Durchaus nicht nur Geld sammelte Saefinn. O nein. Als frommer Mann sammelte er treulich alle einfachen, umsonst sich darbietenden Schätze dieser Erde, die am Wege liegen und auf die sonst niemand achtgibt. Er sammelte Lederfetzen, Lappen, Flaschen und Flaschenscherben — allein ein solcher Flaschenboden mit seiner Vertiefung ist schon ein Wunder für sich und kann unmöglich wertlos sein; er muß zu irgend etwas taugen. Er sammelte weggeworfene Hüte und verlorene Knöpfe, die im Straßenstaub blinkten; die reihte er dutzendweise an einen Faden. Ferner sammelte er Muscheln, bunte Kieselsteine — kurz alles, was man finden und sich mit dem Recht des Finders aneignen kann.

Für Saefinn waren alle Dinge, die er sammelte, Wertgegenstände — bedeutende Wertgegenstände. Und so verschieden diese Dinge auch waren, sie hatten doch alle das eine gemeinsam, daß man sie keineswegs als tot empfand — selbst wenn sie im Haufen verschwanden und man sie aus den Augen verlor. Jeder einzelne Gegenstand barg die Erinnerung an einen bestimmten Tag in sich, an ein bestimmtes Wetter oder nur an den Traum eines

Tages. Doch bestand hierin nur ein Teil ihres Wertes. Alles in allem war es einfach schön, diese Dinge zu haben und zu besitzen. Ihr Besitz gab einem eine gewisse Sicherheit. Auf dem Haufen ließ sich's gut träumen; und eigentlich war man nur dann man selbst, wenn man oben darauf saß.

Es gab, wie gesagt, niemanden, der wußte, woher Saefinn stammte, noch was er erlebt hatte, bevor er Wassermann wurde. Wußte er es selbst? Vielleicht mochte er sich nur nicht daran erinnern.

Aber er war doch einmal klein gewesen. Er besann sich auf manche Geschichten, einige davon waren ihm aus Büchern vorgelesen, andere erzählt worden. Er hatte gewiß auch selber lesen können? Aber das war so lange her; sehr lange ...

Ihm schwebte etwas von Menschen vor, die in fernem, unwahrscheinlichem Glanze lebten, über Meere segelten, durch die Lande ritten ... Irgendwo in seinem Haufen lag ein roter Lappen, den er vor seiner Haustür aufgelesen hatte — mit diesem Lappen als flammendem, schwellendem seidenem Segel hatte er manchesmal, in Sonne und brausendem Wind stolz dahinfahrend, blaue und grüne Meere durchpflügt. Die Länder — er sah sie deutlich vor sich: gelb und sonnig oder grau und düster, je nach den Flaschenscherben, die er ihnen zuteilte. Die gelben waren die angenehmsten, auf die Dauer aber etwas langweilig. War man lange in einem gelben Lande gereist, so fühlte man das Bedürfnis, eine dunklere Scherbe vors Auge zu halten; zur Abwechslung war es nicht übel, ein bißchen von Drachen und Riesen bedroht zu werden.

Und Spiegelscherben hatte er auch. Alles besaß dieser Saefinn. Scherben von zerbrochenen Spiegeln —

tiefen Wassern glichen sie, Wassern, in die man Bild auf Bild versenken und so auf ewige Zeiten bewahren konnte ... Saefinn ... Ja, er hatte sich sogar verheiratet und Kinder bekommen — in dem Spiegelscherben. In ihm lebte seine Frau, schweigsam und würdevoll wie er selbst. In ihm wuchsen seine Kinder heran.

Es gehörte große Findigkeit und Überlegung dazu, alles für die Versorgung der Familie Nötige zu beschaffen. Doch nicht einmal in seinen wildesten Familienvaterträumen kaufte Saefinn irgend etwas für Geld. Keine Rede davon! Alles, was Frau und Kinder brauchten, tauschte er gegen Arbeit ein — gegen vermehrtes Schleppen von Wasser und Torf.

Ein großes Ereignis in Saefinns Leben — eines der größten — war, daß er eines Tages am Strand einen Hundeschädel fand. Grade der hatte ihm gefehlt! Da sollte noch jemand kommen und behaupten, es gebe keine Vorsehung, die über des Menschen Wegen wacht.

Er war zum Strand hinuntergegangen, nur um nach Muscheln und bunten Steinen zu suchen. Diese Muscheln und bunten Steine, die in allen erdenklichen Farben strahlten — niemand sollte Saefinn einreden, daß sie nicht Gold, Silber oder kostbares Erz enthielten. Wenn man es nur daraus zu gewinnen verstand. Das verstand Saefinn allerdings nicht; er fand es aber klug, sie auf alle Fälle zu sammeln. Es liegt mancher Schatz im Verborgenen. Heute oder morgen kommt einer und hebt ihn ...

An jenem denkwürdigen Tag fand er also außer einer Menge Steine einen Hundeschädel. Und nicht irgendeinen gewöhnlichen, sondern einen in Saefinns Augen höchst bemerkenswerten Hundeschädel. Er

lag so freundlich einladend da, lächelte ihn mit allen Zähnen an, wedelte ihm gradezu entgegen.
Und mit einemmal erinnerte sich Saefinn an einen Hund ... Nein, was sage ich: er erinnerte sich an Vigi. Erkannte ihn wieder! Da lag er. Saefinn war Manns genug, Vigi zu erkennen, tot oder lebendig. Er steckte den Schädel in die Tasche und trug ihn heim.
Am Abend lag er noch zufriedener als sonst auf seinem Haufen in den „Kammern" und redete mit seinem wiedergefundenen Freund, seinem Vigi; er strich ihm von vorn nach hinten über die Stirn wie damals bei lebendigem Leibe und küßte ihn auf die Schnauze.
Als Saefinn an diesem Abend mit Vigi dalag, wurde ihm so recht klar, daß er sich mitunter einsam gefühlt hatte, wenn auch unbewußt. Wie gut, daß er es bisher nicht gewußt hatte! Jetzt schadete es ihm ja nichts mehr, jetzt war die Einsamkeit vorbei.
Saefinn ließ Vigi, wenn er auf Arbeit ging, meistens zu Hause. Es tat so gut, ihn als Wächter daheim in den „Kammern" zu wissen. Als einen treuen Wächter über ihre gemeinsamen Schätze! Nur ab und zu nahm er ihn auf seinen Gängen mit — nahm ihn in der Tasche mit. Waren sie ganz allein oder mitten im dichtesten Schneetreiben oder Nebel, dann kam es vor, daß Vigi sich vernehmen ließ, freundlich und kameradschaftlich wie in alten Tagen: „Wau — wau!" — „Still, mein Hundchen!" beruhigte ihn Saefinn und lächelte in seinen Bart. Er mußte sich vor unberufenen Ohren schon ganz sicher fühlen, wenn er ihn gewähren ließ. Es tat ihm ja gut, seine Stimme ein wenig zu üben. Daheim in den „Kammern" mußte er immer still sein.

Saefinn mit den sechzehn Schuhen hatte sein Leben so nützlich und bescheiden eingerichtet, daß ihn zwanzig Jahre lang keine Seele beachtete. Man sah ihn von Haus zu Haus wandern, kommen und gehen; über sein Tun und Treiben in der Zeit, wo man ihn nicht sah, machte sich niemand Gedanken.
Er fuhr fort, Wasser und Torf zu seinen „Häusern“ zu tragen, bekam hier eine Tasse Kaffee, dort einen Happen Essen, goß bei festlichen Gelegenheiten in anderer Leute Häusern mit zuvorkommendem Lächeln etliche wohlschmeckende Getränke hinter die Binde und verwahrte jeden Schilling sorglich in seinem Haufen.
Die Bürger der Stadt sahen belustigt seinen Schuhen nach; die Gassenjungen riefen seinen langen Namen hinter ihm her, wenn sie nicht grade andere Streiche vorhatten, oder sie sangen mehrstimmig das Liedchen von seiner Wohlbeschuhtheit — Saefinn beachtete es nicht.
Daß Menschen so unverständlich waren, einen ehrlichen Mann zu verspotten und ihn nicht in Frieden seiner Wege gehen zu lassen, fiel auf sie selber zurück. Von Grund aus vernünftige Geschöpfe, Wesen, die man verstehen und auf die man sich verlassen konnte — davon kannte er eigentlich keine anderen in der Welt als seinen Hund Vigi und sich selbst. Da es ausgeschlossen war, Vigi je zu verlieren — durch Untreue so wenig wie durch den Tod —, so fühlte Saefinn sich sicher. Doch alle Herrlichkeit ist vergänglich. Die Welt liegt im Argen. Wer hat, dem wird viel genommen.
Kurz, es geschah nicht mehr und nicht weniger, als daß die Gesundheitskommission eines Tages entdeckte, daß in den Glasgow-Kammern ein Mensch

wohnte. Ein Mensch! In den „Kammern“! Man sprach von einem Verfahren gegen den Geschäftsinhaber; der entschuldigte sich wirkungsvoll damit: Saefinn habe an diesem plötzlich so verdammungswürdigen Ort volle zwanzig Jahre gewohnt, ohne daß eine Menschenseele daran Anstoß genommen und ohne daß er einen einzigen Wassergang versäumt habe. Da dieser Mann, der „zwanzig Jahre Zuchthaus verdient hätte“, Miene machte, sich kräftig zu wehren, ließ man ihn laufen. Und schlug im übrigen die Hände über dem Kopf zusammen: zwanzig Jahre — lieber Himmel! Da war es wahrhaftig an der Zeit, einzugreifen.
Und man griff ein: Saefinn erhielt den Befehl, auszuziehen. Da Worte jedoch nur Redensarten und leerer Schall sind, ließ er sie an sich vorbeigehen. Die Menschen redeten so viel und machten große Worte früh und spät. Saefinn sprach mit Vigi darüber, und sie beschlossen, sie reden zu lassen. Bellen zu lassen.
Aber Saefinn war ja nur einer gegen viele oder richtiger: Saefinn und sein Hund Vigi waren nur zwei gegen viele. Als ein Monat verstrichen war und Saefinn immer noch keine Miene machte, auszuziehen, stellte sich eines Morgens früh die Polizei ein samt zwei Männern mit Schubkarren und gebot, das Schloß zu öffnen. Da Saefinn, den man herbeigerufen hatte, nicht sofort gehorchte, drohten sie, die Tür zu sprengen.
Wie durch eine gnädige Fügung des Himmels hatte Saefinn Vigi an diesem Tag in der Tasche. Er erkannte seine Wehrlosigkeit gegen die Übermacht; und da er außerdem befürchtete, ein gewaltsames Vorgehen gegen die Tür könne dem Schlosse scha-

den, dem guten Schloß, zog er es vor, freiwillig zu öffnen. Das Schloß steckte er besser gleich in die Tasche.
Sanftmütig sah er zu, wie gottlose Hände den Haufen durchwühlten — seinen Haufen —, die Schillinge entdeckten, einen nach dem anderen, sie „in Verwahrung nahmen", als ob es sich nicht um das Eigentum eines freien Mannes handelte, seine übrige Habe in Bausch und Bogen unter rohen Scherzen auf die Karren luden, zum Strand hinunter fuhren und die Kostbarkeiten ins Wasser warfen!
„Brüder, weshalb raubt ihr, was mein ist?" fragte Saefinn würdevoll, griff aber im übrigen nicht ein.
„Keine Angst, du Dreckschwein — das Geld ist in sicheren Händen!" schnauzte der Polizist, von Macht und Lust berauscht. „Es wird dir schon zugute kommen, jeder Schilling, du alter Geizhals! Schließlich sind wir ja keine Räuberbande."
Er sah sich beifallheischend um; und bei der Horde von Neugierigen und Gassenjungen, die sich angesammelt hatten, um den Inhalt von Saefinns „Kammern" zu beaugenscheinigen, war Beifall billig zu haben. Sie lachten und johlten. Sie dichteten sogar und ergänzten aus ihres Herzens Überfluß das Lied vom Finnemann:

„Finnemann steht da und guckt,
Sein Hab und Gut das Meer verschluckt."

Und weiter:

„Doch Finnemann behält den Mut,
Er weint nicht Wasser und nicht Blut."

„An Schuh'n ist Finnemann sehr reich,
Doch nichts kommt seinen Talern gleich."

Während sie sangen, benahmen sie sich, wie es zu erwarten war und wie Menschen sich eben zu benehmen pflegen: sie hielten sich die Nase zu, kreischten, wühlten mit Stöcken und Stiefelspitzen in allem, was sie erreichen konnten, und taten dergleichen mehr. Saefinn würdigte sie keines Blickes, er ließ sich nicht einmal herab, ihre lästerlichen Bemerkungen zu begreifen.
Da das Unheil unabwendbar war, fing er bedächtig an, den Arbeitern beim Heraussuchen des Geldes zu helfen. Dabei gelang es ihm zugleich, dies und jenes vor dem Untergang zu retten und zu sich zu stecken — unter anderem das seidene Segel.
Doch als er jetzt Karre auf Karre ins Meer rollen sah, ging ihm das trotzdem so tief zu Herzen, daß er seufzte: „Was für ein Werk der Zerstörung übt ihr doch, Brüder!"
Man fand in Saefinns Haufen gut dreihundert Kronen in Gold und Silber. Außerdem Speziestaler, Reichstaler, Vierundzwanzig-Schilling-Stücke, Mark, Schillinge — Geld, das außer Kurs war, manches schon seit fünfzehn Jahren.
Die Gemeinde beschloß, das Vermögen zu verwalten, ohne auf Saefinn Rücksicht zu nehmen. Denn jedermann müsse einsehen, daß er ein Halbidiot und außerstande sei, seine Angelegenheiten selber zu ordnen.
Alles dies griff Saefinn so an, daß er es ganz aufgab zu arbeiten. Und das Ende war, daß er in einer Anstalt untergebracht werden mußte.
Saefinn war niemals sehr redselig gewesen; und was ihm jetzt widerfahren war, hatte ihn nicht grade gesprächiger gemacht.
Zwanzig Jahre lang hatte man nicht durch die

Straßen gehen können, ohne ihm in seinen Brotbrettern zu begegnen, mit einem Tragholz über den Schultern oder einem Torfsack auf dem Rücken. Jetzt war er plötzlich verschwunden. Und wurde vergessen.

Wenn er es über sich brachte, in die Kleider zu kriechen — es geschah nicht jeden Tag —, saß er drinnen auf seinem Bett, saß mit leeren Augen da und ohne sein Lächeln im Bart, der immer noch schwarz war. Ab und zu seufzte er tief auf: „Das war damals ..."

Fragte ihn dann jemand: „Wann denn, lieber Saefinn?", dann konnte es geschehen, daß er mit freundlicher Würde antwortete: „Damals, als ich noch reich war und in Glasgow wohnte ..."

FLEISCH IST BESSER ALS FISCH

Teitur Bjarnason besaß einen Kaufladen in Strömfjord und einen Sohn, der Bjarni hieß. Mehr besaß Teitur nicht, aber das war auch genug.

Er hatte einmal mehrere Kinder gehabt, die waren gestorben; er hatte eine Frau gehabt, auch sie war tot. Er hatte ein paar Motorboote zum Dorschfang besessen, aber der Dorsch hatte Strömfjord verlassen, und die Boote waren dahin. Es blieben ihm nur der Laden und Bjarni. Das war genug — mehr als genug.

Das Geschäft war alt, Teitur auch; Bjarni aber zählte erst neunzehn Jahre. Das Geschäft ging von selbst, von Bjarni ließ sich das nicht behaupten.

Der Laden führte so gut wie alles zwischen Himmel und Erde, was Bauern und Fischer brauchen, vom Bindfaden bis zum Weizengrieß, von grüner Seife bis zum Büchsenhummer — lauter nützliche Dinge. Bjarnis Inneres war freilich auch buntscheckig, aber Gott bewahre uns vor solchem Inhalt!
Er malte. Als Zweijähriger hatte er mit Buntstiften begonnen und allmählich über den Tuschkasten hin bis zum Öl alle Stufen durchlaufen. Teitur verbrachte manche Nacht schlaflos aus Ärger über jene erste Schachtel Buntstifte, die er seinem Sohne geschenkt hatte. Dieses Spiel mit den Farben hatte als unschuldiges Vergnügen begonnen, als kostbares und zeitraubendes geendet. Bjarni war verrückt, jedenfalls hielt Teitur ihn dafür.
Und wenn er es auch nicht so schlimm meinte, dann äußerte er sich dafür um so schlimmer. Teitur hatte nur beim Essen Zeit zum Reden, Bjarni nur dann Zeit zum Zuhören. Den ganzen übrigen Tag war Teitur im Laden, Bjarni über alle Berge, Gott weiß wo.
Bjarni betrat den Laden nur ungern. Bloß in der Schlachtezeit, in der Wollzeit und in den letzten Tagen vor Weihnachten und den anderen Festen half er verkaufen. Teitur sah dies mit gemischter Freude; im Grund verzichtete er im Laden gern auf Bjarni, besonders wenn ihm Zeit blieb, sich über ihn zu ärgern. Denn wenn Bjarni in der Nähe und Teitur nicht allzu beschäftigt war, konnte dieser es nicht lassen, zu schimpfen und seinem Ärger Luft zu machen. Und Teitur sah es lieber, wenn seine Kunden andere Anlässe für ihr stilles Vergnügen hatten; außerdem gab das Unfrieden und Aufregung.

Teitur konnte seinen Laden nicht entbehren. Nur hier war er zufrieden und er selbst. Es war dort aber auch wirklich gemütlich und roch nach allem Möglichen; Teitur genoß diese eigentümliche, heimatlich gesättigte Atmosphäre und fühlte sich darin behaglich, hier tat alles seinem Herzen wohl. Er wußte, daß er das dumpfe Plumpsen der silbernen Zweikronenstücke in die Ladenkasse dereinst mit der himmlischen Musik vertauschen mußte, aber dieser Gedanke behagte ihm nicht uneingeschränkt. In einer Ecke stand ein altes, einst schwarzgestrichenes, abgescheuertes Pult von Kiefernholz, in dessen schräge Platte er als junger Mann so manchen verschnörkelten Namenszug geschnitten hatte, und flammende Herzen dazu. Er konnte jetzt noch rot werden, wenn sein Blick darauf fiel und er an seine Jugendtorheiten dachte; aber er errötete eigentlich ganz gern darüber.
Er liebte seinen Laden sehr, wenn er allein war, aber noch mehr, wenn Kunden kamen und das Geschäft flott ging. Nur mochte er gar nicht daran denken, wie es einmal werden sollte, wenn er nicht mehr da wäre und Bjarni den Laden übernehmen müßte. Seine Betrachtungen darüber begannen und endeten unweigerlich stets mit einem „Gott behüte!“. Er mochte, wie gesagt, nicht daran denken, wohl aber bei den Mahlzeiten mit Bjarni davon sprechen: „Wenn ich einmal sterbe, und das kann ja nicht mehr lange dauern — was willst du dann eigentlich anfangen? Zum Donnerwetter, was hast du davon, daß du ein Schloß malen kannst, wenn du es nicht verstehst, Nägel mit Gewinn zu verkaufen? Die Bauern brauchen Säcke, aber doch keine bemalte Sackleinwand, oder wie? Dicke Farbe auf ein Stück

Zeug malen, das kannst du, aber kannst du auch dicke Zahlen auf eine Rechnung malen? Nein, wenn ich tot bin, dann kommst du erst mal ins Armenhaus, dann ins Irrenhaus, dann ins Zuchthaus und dann in die Hölle!“

Teitur starb, lange bevor er es eigentlich erwartet hatte; eines Tages war er nicht mehr, Bjarni stand mit dem Laden allein da.

Dieser gottverfluchte Laden! In der ersten Zeit spornten ihn noch der Ernst der Trauer und ein eigentümliches, unpersönliches schlechtes Gewissen an. Aber das dauerte nicht lange, dann begann er, sich selber dazu anzustiften, den Laden zu schließen und fortzubleiben, sooft sich Gelegenheit bot. Als er auf diese Art allmählich die Mehrzahl seiner Kunden verscheucht hatte, fühlte er sich behaglicher. Er saß auf dem Ladentisch, baumelte mit den Beinen und betrachtete die Waren rings an den Wänden und in den Regalen. Eigentlich war es hier recht hübsch, ein Reichtum an Farben, dunklen Winkeln und merkwürdigen Beleuchtungen. Hier gefiel es ihm — wenn ihn nur die Menschen in Frieden lassen wollten! Die Sachen verkaufte er nicht gern; sie hinterließen immer eine Lücke. Wollte jemand einen Spaten haben, der an der Wand lehnte, so holte er einen gleichen vom Lager. Und mit anderen Gegenständen machte er es ebenso. Das Lager war zwar reichlich versehen, doch nicht unerschöpflich. Sobald ein Artikel im Lager ausging, sagte Bjarni: Halt! „Ich habe nur noch diese eine Büchse Hummer; die kann ich nicht gut entbehren, sie nimmt sich im Regal so gut aus“, beschied er den Arzt, den einzigen Menschen am Platz, der überhaupt Hummer kaufte.

„Können Sie denn nicht neuen Vorrat bestellen?" fragte der Arzt.
Bjarni sah ihn erstaunt und leicht bedrückt an. „Wie sollte ich das denn anfangen? Überdies — würde das Zeit erfordern. Nein, Hummer ist nicht mehr da."
Der Arzt ging kopfschüttelnd fort. Dieser Bjarni war rein verdreht. Und ob er verdreht war! Als er der Haushälterin kein Geld mehr geben konnte, weil keins mehr da war, sagte er nur: „Was soll man da machen?"
„Wenn keine Vorräte mehr im Hause sind und kein Geld, welche zu kaufen, dann kann ich kein Essen kochen", sagte die Haushälterin.
„Holmfridur, das ist aber ärgerlich", erwiderte Bjarni.
„Und Sie wissen doch, daß Sie mir noch den Lohn für ein halbes Jahr schuldig sind?" fuhr sie fort. „Ich habe schon längst ein Auge auf das Stück Seidenzeug dort im Regal geworfen, das gäbe eine nette Schürze, vielleicht auch noch eine Krawatte. Oder soll ich es lieber zu einer Bluse verwenden? Geben Sie es mir, dann sind wir quitt."
Bjarni wurde rot. „Ich kann es nicht gut entbehren", antwortete er zögernd.
Holmfridur drehte ihm wortlos den Rücken und verließ den Laden. Eine halbe Stunde darnach verließ sie auch das Haus. Nach einer Weile traten ein paar Arbeiter an und holten ihr Hab und Gut.
Als Bjarni ganz allein geblieben war, wanderte er eine Zeitlang von Stube zu Stube und nahm erst einmal richtig Besitz von seinem Haus. Er fühlte sich erleichtert; an diesem Abend fing er wieder zu pfeifen an. Er atmete leicht und frei wie nie zuvor,

vermutlich, weil sein Magen leer war — es hat jedes Ding sein Gutes.
Die Sachen, die Bjarni noch auf Lager hatte, waren nicht grade besonders leicht verkäuflich. Es kostete ihn mehr als einen Monat, das Geld zusammenzukriegen, das er Holmfridur schuldete. Die ganze Zeit lebte er von trockenem Schwarzbrot mit luftgedörrten Dorschköpfen, das schmeckte gut und erzeugte ein eigentümliches Wohlbefinden. Bjarnis Magen war bei weitem nicht so dumm wie der übrige Mensch.
Bjarnis Kopf zum Beispiel hatte den Mangel, daß er nicht alles fassen konnte. Niemals hatte er einsehen können, was man von der Unbequemlichkeit hat, eine Tür mit Schloß und Riegel zu sichern. Erst vergaß er an einem Tag in der Woche, die Ladentür zu schließen, und endlich vergaß er es an allen sieben Tagen. Er fühlte sich überhaupt mit jedem Tag freier und beschwingter.
So etwas rächt sich aber — oder rächt sich auch nicht, je nachdem, wie man es nimmt und wie es einem glückt.
Eines Morgens, als Bjarni in den Laden kam und seine Leinwand aufstellte — er hatte dort längst sein Atelier aufgeschlagen und wurde selten gestört — da vermißte er etwas, einen Farbton in der Luft. Zuerst schob er es auf die Beleuchtung, die heute anders war als sonst; er fühlte sich nicht so zu Hause wie gewöhnlich. Endlich entdeckte er, was fehlte! Es war die Hummerdose. Sie war fort. Wirklich fort!
Wenn Bjarni sehr verwundert war, wurde er still, ganz still. Von dieser Stille erfüllt, sah er eine Weile zum Fenster hinaus. Die Sonne wollte grade

draußen über dem Meer aufgehen. Der Morgen war kühl und dunstig; blank und blauschwarz lag das Meer da. Der Himmel verhieß einen Tag, wie nur Bjarni ihn voll genießen konnte. Wenn nur die Hummerdose nicht fortgewesen wäre! Er hatte sich so an den roten Farbfleck drüben im Eckregal gewöhnt. Ihr Fehlen tat ihm weh wie ein falscher Akkord in der Melodie dieses Morgens. Das Leben mischt seinen besten Gaben bisweilen so schneidende Dissonanzen bei.

Wohl schweifte Bjarnis Blick in die Ferne, aber dennoch sah er einen Mann draußen bei den Speichern herumlungern. Bjarni, dem schnelles Handeln sonst nicht eigen war, riß das Fenster mit einem Ruck weit auf, lehnte sich hinaus und rief und winkte.

Der Herumtreiber kam langsam und mit verstecktem Blick widerstrebend näher geschlichen. Bjarni ließ ihn bis ganz unter das Fenster kommen und wartete, bis er ihm vertraulich, aber nicht ohne Aufregung, zuflüstern konnte: „Du hast die Büchse doch nicht am Ende weggeworfen?"

Der Mann blickte schnell zu ihm auf und ebenso schnell wieder fort. „Nein."

Da entdeckte Bjarni, daß sich die Jacke des anderen auf der einen Seite etwas bauschte. und sein Herz begann zu hüpfen. „Hast du sie da drin?"

Der Mann zögert und nickt dann, er fingert an einem Jackenknopf und sieht sich um ...

„Komm herein", sagt Bjarni verständnisvoll. „Du hast doch nicht etwa das Papier abgerissen?"

Der Mann kommt herein, knallt trotzig die Büchse hart auf den Ladentisch, sein Blick weicht Bjarni noch immer aus. „Da hast du sie, sie ist unversehrt.

Du könntest aber auch wirklich deine Tür zuschließen!"
„Allerdings", sagt Bjarni freundlich und steht mit der Büchse in der Hand da. Der Mann hat sich schon zum Gehen gewendet.
„Wart mal", sagt Bjarni, immer noch mit der Büchse in der Hand, und denkt ausnahmsweise einmal wie ein vernünftiger Mensch: Eigentlich ist sie genau so gut ohne Hummer wie mit Hummer.
Der Mann wirft einen mißtrauischen Blick auf ihn; sein ganzes Wesen verrät deutliche Mißbilligung.
Bjarni ist schon dabei, die Dose zu öffnen. Er sucht ein Stück Pergamentpapier, schüttet den Inhalt aus, schaut die Büchse noch einmal zärtlich an, wickelt dann den Hummer schnell in das Papier und wischt sich die Finger ab: „Bitte schön, hier ist der Inhalt!"
Der Mann zaudert. Bjarni aber ist glücklich und möchte von seinem Glück etwas abgeben. „Warum hast du sie denn mitgenommen? Doch wohl, um ihren Inhalt zu verspeisen?"
„Ich hatte Hunger", verteidigt sich der Mann trotzig. „Und du kannst ja deine Tür zuschließen. Ich wollte sie wieder hinstellen, und wenn du nicht so verdammt früh aufgewesen wärst, stände ich jetzt nicht als Dieb da. Behalt deinen dreckigen Hummer!"
„Red kein Blech", sagte Bjarni. „Du bist doch kein Dieb, wenn ich dir den Hummer schenke. Du mußt entschuldigen, daß ich dich gerufen habe, aber siehst du, ich mußte die Dose haben, nur sie hat Wert für mich, nicht der Hummer. Sei also nicht eigensinnig! Bitte schön!"
Es ist eigentlich niemals angenehm, es mit verrück-

ten Menschen zu tun zu haben. Kann man aus ihrer Verrücktheit aber Nutzen ziehen, dann wäre man noch verrückter als sie, wenn man es unterließe. Der Mann zog also mit dem Hummer ab und war es zufrieden. Bjarni stellte die leere Dose ins Regal zurück und war zehnmal so zufrieden. Mit einer leeren Hummerbüchse läuft einem niemand davon; außerdem konnte er sie ja annageln. Und das tat er auch.

An diesem Tag aß Bjarni zu seinem Schwarzbrot Ölsardinen. Er war zu der vernünftigen Erkenntnis gelangt, daß leere Dosen ebenso zweckmäßig sind wie volle. An den nächsten Tagen mußte alles herhalten, was es an Konserven im Laden gab. Es war eine lukullische Zeit. Bjarni war von der Vernunft des Daseins, wie es nun einmal war, aufrichtig überzeugt: Selbst einen Spitzbuben konnte man nicht überflüssig nennen.

In dieser Schlemmerzeit faßte er einen verständigen Plan neben all den dummen, von denen er jederzeit voll war. Er holte das Stück Seide vom Regal, stellte eine Leiter an die Wand, stieg mit einem Pinsel in der Hand hinauf und schmierte los.

Nach ein paar Tagen betrachtete er mit der Seide in der Hand sein Werk und verglich. Er war mit dem Erfolg leidlich zufrieden. Auch aus nächster Nähe konnte kein Mensch erkennen, daß die Seide nicht mehr im Regal lag. Er konnte sie mithin entbehren. Er packte sie so sachgemäß ein, wie er konnte, und begab sich mit dem Paket unterm Arm in die Stadt — ein Geschenk für Holmfridur.

Bjarni konnte nicht nur Seide auf ein Regal, er konnte auch eine Schaufel an die Wand malen, ein Seil, das an einem Nagel hing, Stangenzäume, Säge-

blätter — er konnte weiß der Teufel was malen. Von neuem kam das Geschäft im Laden etwas in Schwung und floß Geld in die Kasse, nicht viel, aber gerade genug für eine dünne Schicht Margarine auf das Schwarzbrot, für ein Stück Zucker zum Kaffee, für einen Tropfen Milch am Sonntag und ähnliche kleine Genüsse.
Bjarni entdeckte auch gute Seiten am Leben; mit Farben war er reichlich versehen, mit richtigen Ölfarben, und Pinsel besaß er genug. Und wenn man das hat und bei einer Pfeife Tabak faulenzen und im übrigen den Magen in Schach halten kann, dann hat man genug, wenn — man ein Maler und etwas verdreht ist. Den Tag hat man umsonst, das Licht kriegt man geschenkt. Nachts schläft man.
Das geht eine Zeitlang. Alles geht eine Zeitlang. Aber wirklich auch nur eine Zeitlang.
Es lebt eine merkwürdige Gier in der Welt, eine Gier, die sich in dem Kanal symbolisiert, der alle Menschen von oben bis unten durchläuft. Und dieser Kanal ist nicht mit Wasser und Tabak zufrieden, höchstens für kurze Zeit. Der Teufel mag es begreifen! Aber es ist so.
Diese Gier hatte begonnen, sich Bjarni sehr aufdringlich bemerkbar zu machen, als eines Tages ein Schiff in den Hafen lief und er Besuch von dem Kapitän bekam, einem alten Freund seines Vaters. Das Schicksal hat bisweilen solche Einfälle; es schickt einem einen Kapitän zur Tür herein, einen dänischen Kapitän, einen Kapitän Larsen.
Der Kapitän besah sich die Räumlichkeiten mit Interesse, musterte Bjarni genau und die Bilder höflich; innerlich war er überzeugt, daß es ein fürchterlicher Mist war, nach außen hin strömte er

von lautem ironischem Lob über: „Mächtig flott gemacht! Sieh einmal das Haus da, das steht so schief — es ist ein Wunder, daß es überhaupt noch steht. Verdammt gut gemacht, aber — was ich sagen wollte — soll das ein Mensch sein? Hast du schon mal einen Kerl mit einer solchen Figur gesehen? Dem möcht ich mal auf der Straße begegnen. Hör mal, Junge, hast du das wirklich alles selbst gemacht? Da ist ja wahrhaftig die Schäre, an der ich vor zwei Jahren beinah gescheitert wäre! — Das Bild will ich haben! Hundert Kronen vom Fleck weg!"

Bjarni äußerte nicht viel, beinahe gar nichts — er sagte nur: „Nein." Und er sagte es ganz ruhig und schüttelte den Kopf dazu.

Der Kapitän stutzte einen Augenblick. Aber er war Seemann, frei und geradezu. „Donnerwetter . . . Gut, dann verdoppeln wir die Summe!" Er streckte ihm die Faust hin.

Bjarni schüttelte wieder den Kopf. „Nein."

„Dann friß deine Bilder selber, du langer, dürrer Esel; dies verdammte Geschmier!" Der Kapitän schnaubte vor Wut und stapfte in großer Aufregung hin und her. Bjarni stand verwundert da — beschämt, stumm. Nach einer Weile sagte er: „Sieh mal — ich kann nämlich keins von meinen Bildern entbehren. Ich hab sie gemacht, weil ... Siehst du — ich hab mich nämlich so an sie gewöhnt."

„Kannst du denn vom Ansehen allein leben, mein Sohn?" fragte Kapitän Larsen. Er hatte seine Ruhe wiedergewonnen und schlug ihm mit seemännischem Nachdruck auf beide Schultern.

Bjarni sank zurück, beinah hätte er das Gleichgewicht verloren. Darauf gab er keine Antwort.

„Nein, siehst du wohl, das kannst du nicht. Du kannst keine Leinwand mit Ölfarbe drauf fressen, wenn du auch noch so verhungert bist. Aber du könntest deine Schmieralien vielleicht verkaufen, sie sind nicht durchwegs schlecht — die Schäre da ist sogar ganz gut, sie sieht doch wenigstens wie eine Schäre aus. Du könntest sie an einen Esel wie mich oder meinesgleichen verkaufen und dich von dem Geld satt essen. Siehst du, ein Fischer, der ein Boot und eine Angel hat, kann leben, kann seine Nahrung aus dem Meer ziehen. Ein Maler hingegen muß seine Nahrung aus dem Farbentopf ziehen, oder in was, zum Teufel, du sonst deinen Pinsel tauchst. — Aber dazu muß er verkaufen!"
Bjarni wurde von einem seiner genialen Einfälle überrumpelt. „Nicht, wenn er ein Boot und eine Angel hat!"
„Wie bitte?"
„Die hab ich!"
Kapitän Larsen blickte ihn eine Weile an ... „Wenn verrückte Leute nicht verrückt wären, dann wären es eben keine verrückten Leute", überlegte er. Was er aber sagte, als er Bjarni unter den Arm nahm, war dies: „Komm mit an Bord, Junge, und iß einmal Schweinebraten mit mir. Fleisch ist besser als Fisch."

STEHLEN KANN MAN ALLES

Wie man in Bakkefjord sagte: „Unser Pfarrer, unser Arzt, unser Kaufmann“, so sagte man auch: „Unser Dieb“. Unser Dieb war Kriti.

Wir wußten nicht viel von ihm; vielleicht ärgerten wir uns deshalb mit solcher Wonne über ihn und verziehen ihm so leicht. Ja, was wußten wir eigentlich von Kriti? Er war zugewandert, hatte sich mitten im Tal ein Stück Ödland gepachtet, eine Hütte darauf gebaut und um diese herum einen Erdwall aufgeworfen, so hoch, daß nicht einmal sein Namensvetter, der „lange Kriti“, darüber wegsehen konnte.

Wir waren mit unserem Vergnügen und Staunen noch nicht fertig und hatten noch nicht gewagt, es einzugestehen, daß in der Gegend gestohlen wurde, da stellte es sich heraus, daß die Zeit wie durch ein Wunder verstrichen und Kriti in unserer Gemeinde versorgungsberechtigt geworden war. War es menschenmöglich? Dieser Kriti in seinem Kastell — seinem Diebskastell! War es denn wirklich möglich? Wohnte er schon so lange hier, daß wir nun verpflichtet waren, bis ans Ende unserer Tage — oder vielmehr seiner Tage — entweder seine Diebereien zu dulden oder ihn auf andere Weise zu versorgen? Ja, es war so. Er war wirklich solange hier ansässig. So gründlich hatten wir uns über ihn gefreut. Und das war vielleicht das Vergnüglichste an dem Ganzen.

Selbstverständlich versuchten wir — und wenn auch nur zum Schein —, es zu vergessen, Zeit Zeit sein zu lassen und ihn hinauszuschmeißen.

Er nahm das mit Ruhe. „Ich habe nun mal beschlos-

sen, hier zu bleiben", sagte er nur, „hier in meiner kleinen Hütte. Wenn ihr mich nicht in Frieden lassen wollt, könnt ihr mich gratis füttern." Ganz, als ob er bisher etwas Vernünftiges für sein Futter geleistet hätte, der Gauner. Nun, wir verbissen uns das Lachen, bis wir wieder aus seinem Wall heraus waren. — Denn natürlich ließen wir ihn in Frieden. Das fehlte noch, daß wir, und nicht er, Ungelegenheiten davon bekämen.

Eines Sommers zog er los und verschwand auf zwei Jahre. Wir begannen schon zu hoffen, wir wären ihn los. Allerdings — hoffen? Nun ja ... Und jedenfalls hatten wir dies Glück nicht. Ja, er kam nicht einmal allein wieder — er hatte ein kleines einjähriges Mädchen bei sich. „Das ist meine Tochter", antwortete er, wenn ihn jemand fragte. Aber Gott weiß, ob er sie nicht gestohlen hatte!

Wir in Bakkefjord trauten Kriti einfach nicht mehr die Fähigkeit zu, ehrlich zu etwas zu kommen. Aber was sollten wir machen? Das Einjährige zu fragen, war doch auch sinnlos. Unser Armenpfleger fand, wir hätten an Kriti grade genug; das Mädchen müsse in seine Geburtsgemeinde zurückgeschickt werden — auch um seiner selbst willen, das arme Tierchen. Das fanden wir alle. Aber wohin sollten wir es schicken? Wenn unser Armenpfleger etwas Näheres über das Kind wissen wollte, schwieg Kriti sich aus. Das war so bequem. Für ihn.

Also ließ man ihn in Frieden. Ein Mädchen wächst ja heran und bekommt ein Paar Arme an den Leib und kann dann arbeiten. Man ließ sie in Frieden, Vater und Tochter. Hm. Eine Zeitlang.

Bald darauf aber geschah es, daß in unserem Bezirk Unfriede und innerer Zwist ausbrachen, da die

Fischer in Bakkefjord sich zusammentaten, um von den Bauern höhere Preise für frischen Fisch zu verlangen, worauf die Bauern den Milchpreis erhöhten, worauf wieder die Fischer sich Kühe anschafften und Ödland als Heuwiese bearbeiteten, worauf die Bauern ihnen aus blutiger Rache Kriti auf den Hals schickten, unseren Dieb.
Sie wollten ihn nicht länger oben im Tal haben; jetzt käme die Stadt an die Reihe. Sie vertrieben Kriti aus seiner Hütte, machten sie samt ihrem haushohen Wall dem Erdboden gleich und stellten Kriti als Ersatz eine Hütte im Handelsplatz zur Verfügung — dort könne er einziehen oder es bleiben lassen, ganz wie es ihm passe.
Es paßte Kriti, einzuziehen. Obschon er ja am liebsten oben im Tal geblieben wäre. Er liebte die Landluft. Und hielt sich außerdem gern in Abstand von seinen Mitmenschen, um sich ihrer Beobachtung zu entziehen. Das lag ihm so im Blut.
Als die Bauern anfingen, sein Haus und seinen Festungswall einzureißen, trug er erst sein Mädelchen auf die Wiese hinaus, kehrte dann zurück und schimpfte wie ein Rohrspatz. Wir hatten noch gar nicht gewußt, daß Kriti so beredt war. Selbstverständlich ließ sich niemand darauf ein, ihm zu antworten, — mit einem Dieb verhandelt man nicht. Aber der Spaß, den wir bei der Erdarbeit hatten, war wirklich der Mühe wert. Und Kriti mußte trotz allem begriffen haben, daß es jetzt Ernst war; denn als wir ihm anboten, ihm ein paar alte Gäule zu leihen, um seine sieben Sachen fortzuschaffen, schimpfte er zwar fürchterlich, nahm aber das Angebot an.
Die Hütte, die wir im Handelsplatz erworben hat-

ten und in die wir Kriti jetzt schickten, um ihn zum Städter zu machen, lag angenehm außerhalb, oben am Fuß des Berges, und kehrte der Stadt ihren Giebel und ihr einziges Fenster zu. Man konnte von ihr aus die Gegend überblicken, ohne selbst Belästigungen ausgesetzt zu sein. Die andere Giebelseite der Hütte wurde von der Felswand gebildet. Und so hatte man denn Kriti auch darauf hingewiesen, daß sie einigermaßen den Vorschriften der Bibel darüber entsprach, wie man sein Haus bauen soll.

Kriti mußte das Dach einreißen, um seine große Eichentruhe hineinzubringen — die Haustür war eben keine Flügeltür. Und wie schwer die Kiste war! Es wurden sogar Stimmen laut, daß Kriti auf Grund dieser Truhe eigentlich zur Vermögenssteuer herangezogen werden müsse. Sie war — außer mit ihren ursprünglichen Schlössern — mit drei Vorhängschlössern versehen. Und es befand sich gewiß nicht nur Luft hinter den Schlössern!

Als Kriti die Kiste glücklich im Hause und das Loch im Dach ausgebessert hatte, waren die Leute nicht wenig erstaunt, ihn tagaus, tagein schwere Säcke aus der Hütte schleppen zu sehen. Denn für einen Dieb war doch nur der umgekehrte Weg der richtige. Man ging zufällig vorbei und sah ihn seinen Sack ausleeren: Erde — Erde? Soviel Erde konnte doch nicht hineingestürzt sein, als er das Loch ins Dach riß. „O nein", antwortete Kriti, „ich grabe mir einen Keller."

„Einen Keller? Hm ..."

Unser Dieb Kriti und seine Hütte wurden allmählich eine Sehenswürdigkeit; kein Fremder, der in die Stadt kam, blieb davon verschont, Kriti einen

Besuch abzustatten. Wir hatten sonst keine berühmten Männer in unserer Gegend. Kriti war ungnädig, wenn wir mit Gästen kamen, sagte weder „Herein!“, noch „Guten Tag!“, noch „Nimm Platz!“. Aber man ging hinein, sagte selber „Guten Tag“ und setzte sich. Auch mit Kritis Verdrießlichkeit fand man sich ab. „Hat man je so eine Truhe gesehen?“ fragten die Begleiter ihren Gast; diese Begleiter waren meistens die Damen des Arztes. „Von den Schlössern gar nicht zu reden ... Zeig doch mal, was du in der Truhe hast, Kriti!“ Kriti rutschte gewichtig auf seinem Stuhl hin und her und spuckte aus. „Wenn ich zu Besuch komme, bitte ich auch nicht um die Erlaubnis, in anderer Leute Behältnisse sehen zu dürfen.“
„Er bittet nicht um die Erlaubnis — hahaha“, lachte die Doktorsfrau. „Ist er nicht köstlich?“
Ach ja, wir alle waren allmählich stolz auf unseren Dieb geworden. Die Leute konnten von noch so weit kommen — wir hatten noch nicht gehört, daß es irgendwo seinesgleichen gebe.
Das kleine Mädchen hatte man ihm ja fortzunehmen versucht. Mehrmals. Das erste Mal war sie im Nachthemd zurückgelaufen, mitten im Winter. Das zweite Mal hatte man sie im letzten Augenblick verhindert, ins Wasser zu gehen. Seitdem ließ man sie in Ruhe. Sie brauchte ja vorläufig noch nicht konfirmiert zu werden. Wohlgenährt waren sie — sowohl unser Dieb als auch sein kleines Mädchen. Niemand hätte ihnen ansehen können, daß sie Not litten, und das taten sie ja auch nicht. Sie gingen auch anständig gekleidet. Erfahrene Leute konnten von jedem einzelnen Kleidungsstück angeben, wer es früher getragen hatte. Offen gestanden: wir nahmen

keinen für voll, dessen Kleider nie an Kritis Leibe gesehen wurden; ja, wenn es sich so gab, daß Kriti einmal seine Ausstattung so ziemlich vollständig von einem bestimmten Hof bezogen hatte, so konnte es nicht fehlen, daß man auf diesem Hof die Nase ganz besonders hoch trug. Es gab Menschen, denen das so zu Kopf stieg, daß mit ihnen nicht mehr auszukommen war und sie anfingen, zu ihresgleichen „Sie" zu sagen.

So lebten denn sowohl wir Rechtschaffenen als auch unser einziger Unrechtschaffener in Bakkefjord bei bestem Wohlbefinden. Man kümmerte sich um Kriti — mehr hätte man mit Recht nicht behaupten können. Man versuchte wohl, ihn auf seinen Diebszügen zu ertappen; aber meistens doch nur im Scherz. Eigentlich nur, um mit den Augen zwinkern und sich brüsten zu können: „Heute nacht hätte ich einen guten Fang machen können!" — „Das Lied haben wir schon so oft gehört, das pfeifen schon die Spatzen von den Dächern!" war die ständige Antwort. Daß man überaus erbost tat, wenn die Rede auf Diebe im allgemeinen und Kriti im besonderen kam, ist selbstverständlich. Das ist man seiner Würde als Bürger schuldig. Und seinen Kindern. Und allen schwachen Seelen. Doch die Bewunderung für Kritis Geschicklichkeit zu verbergen, fiel nicht immer ganz leicht. Man verfolgte sein Tun und Treiben von Tag zu Tag, oder richtiger: von Nacht zu Nacht. Übrigens auch von Tag zu Tag.

Und als man an einem Weihnachtsabend in seinem Giebelfenster kein Licht sah, fragte man sich verwundert: Wo feiert Kriti denn Weihnachten?

Man ging Kritis Bekanntschaften durch; das war nicht schwer — er besaß keine. Selbst der ärmste

Dörrfischarbeiter hatte doch zuviel Ehrgefühl im Leib, als daß er mit einem Langfinger wie mit seinesgleichen umgegangen wäre. Könnte es in unserem ehrlichen Weltteil überhaupt einem einfallen, einen Dieb zu Tisch zu bitten? Rings in der Stadt zerbrach man sich den Kopf. „Wäre es denkbar, meine Liebe, daß die Doktorsleute so verrückt sind, den Dieb mit seiner Kleinen einzuladen?“ fragte der Kaufmann seine Frau. Doch auf solchen Unsinn mit mehr als einem Brummen zu antworten, wäre unter ihrer Würde gewesen. „Wäre es möglich, Sofie, daß der Kaufmann unsere ‚Gnädige‘ herumgekriegt hat, Kriti zum heiligen Weihnachtsfest als Gast an ihren Tisch zu laden?“ fragte der Arzt seine Frau. „Nein“ erwiderte er sich selbst, „so heilig ist Weihnachten nicht, so allmächtig nicht das Evangelium.“ Keins von ihnen hatte auch nur einen Augenblick den Pfarrer in Verdacht. Der Pfarrer für sein Teil übrigens sie auch nicht. Er kannte des Menschen schwaches Fleisch. „Er ist zum Stehlen aus, der elende Bursche“, meinte er.

Die kleinen Leute wußten schon gar nicht, was sie davon denken sollten. Dem Arzt war das Schlimmste zuzutrauen, dem Kaufmann Schlimmeres als das Schlimmste — wenn seine Frau es erlaubte, was sie aber nicht tat. Der Pfarrer dagegen war ein wahrer, untadeliger Ehrenmann; niemand konnte ihm etwas so Unpassendes zutrauen, wie daß er einen Dieb an seinen Weihnachtstisch setzen könnte.

So ging das Gerede, das an diesem Heiligen Abend rings im Handelsplatz Bakkefjord das Festmahl würzte. Es war Kriti, der Schandfleck, der — und das nicht zum erstenmal — alles Denken in Bewegung setzte und die Langeweile fernhielt.

Man nahm aus vollem Herzen Ärgernis und befand sich dabei wohl. Man hätte Kriti mit vielen kräftigen, herzerquickenden Worten verwünscht, wenn heute nicht der hochheilige Weihnachtsabend gewesen wäre. So ließ man es genug damit sein, daß man sich bekreuzigte und sein gerechtes Haupt schüttelte. Bis man sich schließlich selber gestand, daß da irgend etwas nicht in Ordnung sein mußte, und sich ernstlich beunruhigte.
Denn es war doch undenkbar, daß er nicht ein Lichtstümpfchen haben sollte, und das noch zu Weihnachten — Kriti, so ein Kerl! Man mußte doch wohl mal oben in der Hütte zum Rechten sehen. Krankheit und Vergiftung treffen ja Gerechte wie Ungerechte. Die Doktorsleute waren die ersten. Niemand zu Hause, scheint's. Keine Seele, nichts zu sehen und nichts zu hören ... Dann kamen Kaufmanns. Immer noch niemand daheim ... Wo hatte sich der Hundsfott nur versteckt? Und gerade heute nacht!
Kriti beobachtete es tief aus dem gnädigen Dunkel der Weihnachtsnacht heraus, wer bei seiner Hütte ab und zu ging. Er war mit seiner Kleinen unterwegs. Verdammtes Gerenne! Aber so gottlos würden sie doch nicht sein, an einem hochheiligen Abend bei ihm einzubrechen? Obschon ... Der Teufel traue diesem Lumpenpack!
Sobald wieder etwas Ruhe zwischen den Häusern eingetreten war, nahm er Disa auf den Arm, hob sie hoch und ließ sie beim Arzt ins Fenster gucken. Durch die Vorhänge konnten sie den Arzt mit Frau und Kindern um einen Tisch sitzen sehen, auf dem ein Weihnachtsbaum stand und der im übrigen mit Geschenken und Süßigkeiten bedeckt war.

„Au“, gruselte es Disa vor lauter Entzücken, aber sie schluckte es hinunter und stopfte sogar noch die Hand in den Mund, um weitere Töne zu ersticken. Als sie sich satt gesehen hatte, flüsterte sie: „Jetzt zu Kaufmanns, Pappi!“

Sie schlichen sich zum Haus des Kaufmanns hinunter, sehr still, sehr gespannt alle beide. Unterwegs unterhielten sie sich flüsternd darüber, wie froh sie doch über das milde Weihnachtswetter sein durften. Was dann, wenn sie vor lauter Eis an den Scheiben nichts hätten sehen können!

„Au — ja!“ lachte Disa und verwendete die Kälte in ihrem Körper dazu, sich noch tiefer von der Freude durchrieseln zu lassen.

Sie standen im Lauf des Abends an vielen Fenstern, Disa und Kriti. Es war viel zu sehen. Und da es in Bakkefjord nicht viele Häuser gab, wo man nicht beobachtet hätte, daß es bei Kriti dunkel war, hielten sie die längste Zeit den größten Teil der Stadt in der Spannung: wo feiert Kriti Weihnachten? Und wie? Denn daß er zum Stehlen aus war, am Heiligen Abend selbst, und das Kind daheim im Finstern sitzen ließ, mit der Weisung, nicht aufzumachen und keinen Laut von sich zu geben, was auch geschähe, — das konnte man ihm doch wohl nicht zutrauen ... Freilich: die Verhärtung der Herzen ist groß und der Sinn des Menschen mannigfaltig ... Aber dann mußte es ja schon übel stehen mit Kriti, diesem Bösewicht!

Es gab manchen, der an diesem Abend seine Tür zuzuschließen vergaß. Endlich, gegen zwölf Uhr, war bei Kriti Licht zu sehen. Auf unerforschlichen Wegen verbreitete sich die Kunde von Haus zu Haus, und bald darauf ging man beruhigt zu Bett.

Wahrhaftig: Disa und Kriti waren heimgekommen, hatten Licht gemacht und saßen jetzt da und knabberten Zwetschgen, die Kriti im Weihnachtstrubel bei einem Bauern hatte stibitzen können.
„Jetzt sind wir erst Doktors“, sagte Disa; „du bist der Doktor, und ich bin die Madam. Du sitzt und liest in einem Buch“ — sie holte ein Buch aus der Truhe und reichte es dem Vater —, „und ich bin die Frau und spiele mit den Kindern. Das geht fein ... Findest du nicht? — Aber so lies doch!“
Sie kramte einen roten Fetzen aus der Kiste und warf ihn sich um die Schultern. Und während Kriti würdig hingegossen sitzen und so tun mußte, als ob er läse, thronte sie selber affektiert da, redete nur halblaut, um ihren lesenden Mann nicht zu stören, unterhielt ein leises Gespräch mit ein paar unsichtbaren Kindern, reichte ihnen Spielzeug hin und vermittelte zwischen ihnen, wenn sie sich stritten: „Seid doch still, Vater liest! Haltet Frieden, Kinder — denkt doch dran, daß Weihnachten ist!“
Dann aber machte es ihr keinen Spaß mehr, Doktors zu spielen; plötzlich wollte sie Schuhmachers sein. Kriti mußte so tun, als flicke er Schuhe, während Disa gebrechlich und leise jammernd in einen Schal gewickelt umherkroch und jeden Augenblick nach dem Kessel im Ofen sah. „Wenn wir nicht den gesegneten Schluck Kaffee hätten, mein Stefan — au, au! Die Hüfte ist ja heute wieder rein verrückt; man merkt ihr wahrhaftig nicht an, daß Weihnachten ist und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen; diesmal ist es die rechte. — ‚So, so, die rechte, arme Stina?‘ mußt du fragen.“ Und Kriti wiederholte gehorsam: „Ist es die rechte, arme Stina?“ — „Es ist so, wie ich sage“,

fuhr Stina auf, „wenn man schon eine arme Kreatur ist, warum dann immer noch die ewigen Anspielungen, daß man lügt und übertreibt! — Jetzt du: ‚Halt jetzt Frieden, Frau!'" — „Halt jetzt Frieden, Frau", murmelte Kriti, „sonst setzt's was!" — „Nein, das gehört nicht dazu!" eiferte Disa, „das hast du dir selbst ausgedacht. So würde der Schuhmacher-Stebbi niemals sagen, niemals . . . Aber eigentlich ist es sehr gut. ‚Sonst setzt's was!' — Hahaha!"

„Wollen wir nicht bald Kaufmanns sein?" fragte Kriti und schielte von seiner Schusterei auf; denn jetzt wollte er seinen Weihnachtsschnaps. Und Disa, die ihn durchschaute, war sofort bereit, wurde gleich wieder vornehm und Dame, wenn sie nicht grade damit beschäftigt war, zu servieren und Zweitmädchen zu sein. Da sie kein anderes Brett besaß, brachte sie die Schnapsflasche auf einem genieteten Teller, und da sie kein anderes Glas hatte, setzte sie eine Tasse ohne Henkel daneben, die auch genietet war. Alles war ja bei Kriti genietet. Aus den Schutthaufen der Stadt sammelte er sein Service in Scherben auf und nietete es mit geschickter Hand. Alles war zusammengestückelt und von anderen „geliehen", so gut es ging. — Überfluß gab es nicht. Aber die Scherben wurden doch zu Tellern, und andere Reste gaben Kleidung und Nahrung. Sogar Weihnachtsschnaps.

Und jetzt trank Kriti und war der Kaufmann, und Disa war die Kaufmannsfrau und sehr fein — viel zu fein und zimperlich, um auch nur daran zu nippen. „Einer Dame bietet man doch kein solches Zeug an!" mäkelte sie mit verkniffenem Mund und tat krank und schwach und sehr fein.

Am nächsten Tag war Disa still und niedergeschlagen.
„Mir scheint, du willst in die Kirche?“ Kritis Stimme knarrte wie in seinen allermürrischsten Augenblicken. „Deshalb bist du wohl so knurrig?“
„Ich bin nicht knurrig“, lehnte Disa ab und suchte, ihre Erwartung zu dämpfen, „aber das können wir wohl nicht — oder, Vater?“
„Können hin, können her.“ Kriti wand sich drum herum. „Wir können, was wir wollen. Wir können also auf jeden Fall erst mal hinunter spazieren und davor stehen.“ Disa hüpfte vor lauter Weihnachts- und Kirchenfreude auf einem Bein.
Und so machten sie es. Aber sie gingen erst hinunter, als die Leute bestimmt drin waren und der Gesang begann. Und wie die sangen! Die kleine Holzkirche — in Disas Augen ein sehr großes Haus — erbebte unter dem Gesang in der klaren Frostluft, erbebte, daß es eine Lust war. Disa erbebte mit. Denn das war ja, als stünde man vor den Pforten des Himmelreiches. Sie drückte sich fester an den Vater und preßte seine Hand heftig. Er bückte sich und fragte verdrießlich, ob es sie friere. Ob sie lieber heimgehen wolle. Disa drückte nur noch einmal seine Hand.
Sie hielten aus, die beiden, bis man drinnen am Schluß des letzten Liedes war. Dann gingen sie. Eilten nach Hause, um nicht auf frischer Tat ertappt zu werden. Und daheim in der Hütte sang Disa Baß und war die ganze Gemeinde und sang so laut, daß sie nichts hörten, bis der Arzt die Tür aufmachte und eintrat.
„Hier gibt’s ja Weihnachten mit Sang und Klang!“ grüßte er gutmütig lächelnd und stellte so unauf-

fällig wie möglich einen Korb auf dem leeren Fensterbrett ab. Dann platzte er heraus: „Wo wart ihr beiden eigentlich gestern abend, Kriti?"
„Zu Hause — wo sonst?" antwortete Kriti — Vater und Tochter schielten sich an. „Ich habe jedenfalls nichts anderes bemerkt."
„Halt, mein Lieber!" Der Arzt war über seine eigene Frage etwas verlegen geworden und verwickelte sich weiter darin. „Hier war es nicht nur dunkel — hier war es leer."
„Sooo?" Kriti stand auf. „Ja, und sonst fehlt uns nichts, wir haben nicht nach dir geschickt, heute nicht und gestern auch nicht!"
Der Arzt wünschte ihnen fröhliche Weihnachten und ging pfeifend seiner Wege.
„Vergiß deinen Korb nicht!" schrie ihm Kriti nach. Doch da der Arzt gegangen war und nicht wiederkam, sahen Disa und Kriti schließlich nach, was der Korb enthielt. Es waren viele gute Sachen darin. Später kam dann auch der Kaufmann mit einem Korb; der war noch besser. Und der Pfarrer schickte durch seine Magd eine geräucherte Lammskeule und das Neue Testament. So ein Weihnachtsfest gab es diesmal für sie — für den Dieb und seine Kleine.
Dennoch konnte Kriti es nicht lassen, mit seiner Tochter zu zanken. „Das sag ich dir, Disa — vergißt du nächste Weihnachten wieder, hier Licht anzustecken, ehe wir fortgehen, dann gibt es nicht wieder Fensterparade!"
„Ach — es ist doch so hübsch, Vater!" bettelte Disa. Um den Hausfrieden nicht weiter zu stören, einigten sie sich, sie wollten beide versuchen, an das Licht zu denken, ehe sie fortgingen.

Und wir ehrsamen Bürger von Bakkefjord — wie stolz waren wir diese Weihnachten auf unseren Dieb! — Daß er draußen gewesen war, um etwas zu stehlen — welcher Mensch mit Selbstachtung konnte das bezweifeln? Und da es nicht ruchbar wurde, was es war, mußte es etwas Ordentliches gewesen sein. Der Kaufmann würde sich hüten, zu erzählen, daß all sein bares Geld weg sei und er jetzt am Rande des Bankerotts stehe! Wenn Kriti grade dort gewesen war. Was konnte aber beim Arzt oder beim Pfarrer entwendet sein — oder bei anderen —, worüber sie schweigen mußten? O, der Kriti war doch ein Gauner! Wir lebten allesamt den Rest des Winters von seinem unaufgeklärten großen Weihnachtsdiebstahl.

Erst viele, viele Jahre später konnten wir aus Worten, die Disa fallen ließ, auf den wahren Sachverhalt kommen.

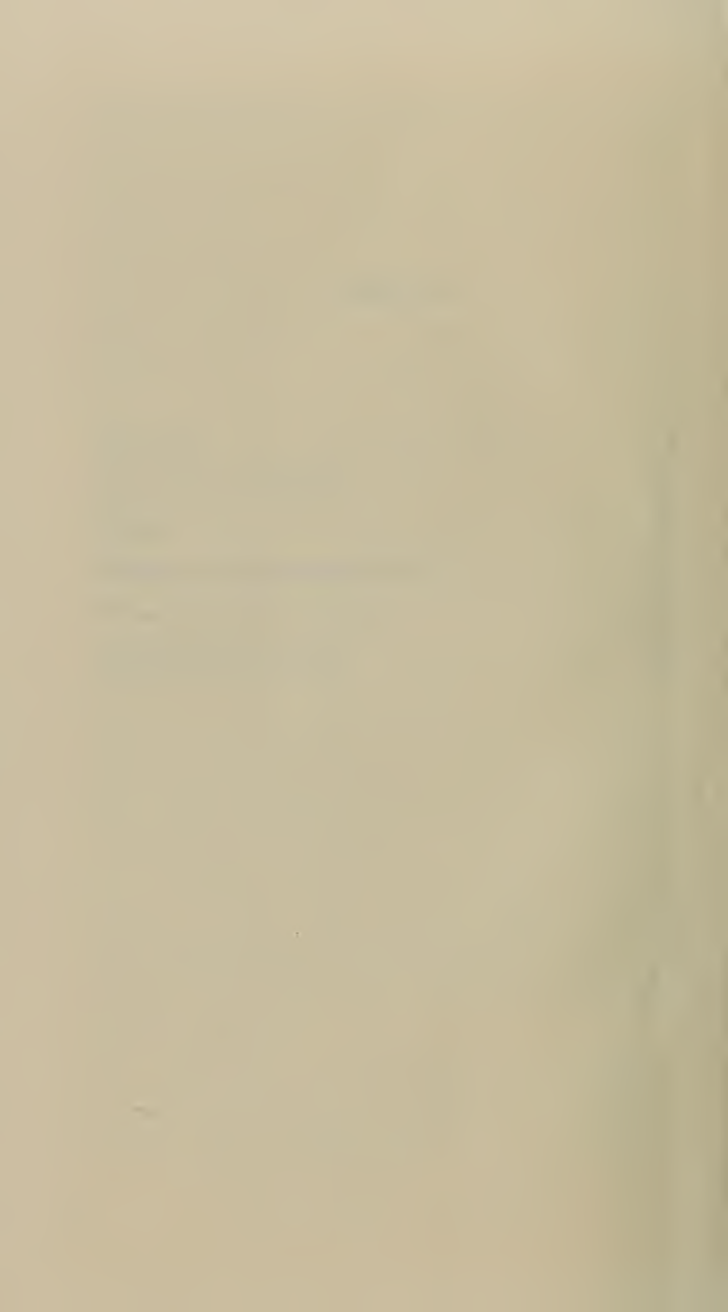
Disa spielte damals in unseren Winteraufführungen mit und war im „Gesichterstehlen" die bei weitem Geschickteste von uns allen. Wir bewunderten sie sehr. Der sie schließlich kriegte, den beneideten wir anderen aus Herzensgrund — und das mit Recht. Disa war eine Perle — mochte Kriti auch nicht ganz mit rechten Dingen zu ihr gekommen sein. D i e s e n Diebstahl hatten wir ihm längst verziehen.

Übrigens alle die anderen auch.

Wir sind in Bakkefjord immer so stolz auf unsere Diebe gewesen.

INHALT







DAS KLEINE GESCHENKBUCH AUS DEM ALBERT LANGEN-GEORG MÜLLER VERLAG

PAUL ALVERDES, Das Zwiegesicht

36.—40. Tausend · 112 Seiten

„Eine der schönsten Liebesnovellen unserer Zeit."

Westfälische Zeitung

FRIEDRICH GRIESE, Das Kind des Torfmachers

31.—35. Tausend · 104 Seiten

„Eine elementare Liebesgeschichte." *Schwäbische Donauzeitung*

FRANZ TUMLER, Das Tal von Lausa und Duron

56.—60. Tausend · 96 Seiten

„Ein stilles, tiefes Buch, ein Prosalied von makelloser Schönheit."

Bremervörder Zeitung

JOSEF WEINHEBER, Über alle Maße aber liebte ich die Kunst

1.—5. Tausend · 80 Seiten

„Eine lang erwartete Auswahl, die dem großen Lyriker neue Freunde gewinnen wird."

Jeder Band bibliophil gebunden DM 3.80

WILHELM SCHÄFER, Die Biberburg

6.—10. Tausend · 156 Seiten

„Eine Erzählung für den heutigen Menschen, der vor Unrast so selten zur Besinnung kommen darf." *Heilbronner Stimme*

STIJN STREUVELS, Das Christkind

19.—23. Tausend · 80 Seiten mit 23 Zeichnungen von Wilhelm Schulz

„Eine der schönsten Weihnachtserzählungen für Jung und Alt."

Jeder Band in Ganzleinen gebunden DM 5.80

